

www.behindert.or.at

BEHINDERT E

IN FAMILIE, SCHULE UND GESELLSCHAFT

5/2004



Bewegung und Erstarrung

Die Bewegung und ihre Bedeutung für die *Entwicklung* der Persönlichkeit

Dieter Fischer

*Gehen können –
und doch sein wie ein Baum*

Hilde DOMIN

THEMA

Bewegung und Erstarrung



Die Einstiegsbilder zu den Fachartikeln wurden gestaltet von Maria Fasching

Das voraus

Das Thema fragt sehr zielsicher nach einer gewissen Funktion jenes Phänomens, das wir Bewegung nennen.

Doch genau das ist wohl eine höchst *fragwürdige* wie auch letztlich *abträgliche* Verkürzung – die wir zumindest heute so nicht praktizieren wollen. Vergleichbar wäre es, wollten wir die Musik nur darauf hin betrachten, was sie für die Stabilisierung oder Motivierung des Menschen erbrächte. Nicht die Fragestellung selbst ist unerlaubt, nein, unser Denken reduziert sich und damit die notwendige Gesamtsicht des behinderten Menschen in dessen Komplexität wie auch die Bewegung in ihrer umfassenden Bedeutung für den Menschen selbst.

Solche *Reduzierungen* erleben Betroffene – konkret behinderte, langfristig kranke oder alte und gebrechlich gewordene Menschen – im Zusammenhang mit Heil- und Sonderpädagogik schier ständig; doch auch ihre Helfer, Therapeuten wie Begleiter liefern sich diesem Schicksal all zu schnell aus, praktizieren sie allzu unbedacht solche Verkürzungen oder Fokussierungen.

Phänomene wie die menschliche Bewegung oder auch Musik, Farben und Formen als Instrument zu benützen und zu sachfremden Zwecken zu benützen begegnet uns im beruflichen wie auch im privaten Alltag schier ständig; doch auch nur der Welt jeweils das eigene Ich als Doppelpunkt vorzusetzen (ich brauche ...; ich mag nicht...; ich wünsche...) genügt schon, um das jeweils „Seiende vom Sein“ zu trennen (*Heidegger* 1949/91) und somit das Eigentliche nicht nur aus dem Blick zu verlieren, sondern vom Eigentlichen entbunden zu sein.

Gründe für ein solches „Vorgehen“ sind zahlreich und verständlich zugleich. Es betrifft unser Sehen wie unser Tun gleichermaßen. Fast immer überfordert Komplexität, nicht selten macht sie hilflos. Hilfe wird wirksamer – zumindest auf den ersten Blick, je einfacher und einschichtiger sich ein Mangel oder auch eine Schwierigkeit erweist, wie auch umgekehrt ein sehr direktes, ebenfalls scheinbar einfach gewordenes Helfen uns mit einer größeren Er-

folgsrate belohnt. Nicht umsonst raten ja auch große Geister, die Dinge „einfach“ werden zu lassen – man müsse so lange nachdenken, bis die Dinge einfach geworden sind, nur eines dürften sie nicht, „einfach“ werden, soll K. *Adenauer* gesagt haben. Und von J. *Caesar* ist der Satz „Teile und herrsche“ überliefert.

Nachdem es aber in der Arbeit mit und in der Begleitung von behinderten Menschen – sei sie pflegerisch, therapeutisch, pädagogisch oder gesellschaftlich – nie nur um Lösungen geht im Sinne eines Fortschritts, sondern verstanden als kommunikatives Geschehen immer auch um Ermöglichung eines persönlichen Wachstums, Reifens und Werdens, reicht weder einlinneares Denken noch funktionales Handeln selten aus – so sinnvoll es an manchen Stellen auch sein mag.

Der Altvater der Heilpädagogik Paul *Moor* rät in seinem Grundlagenwerk der Heilpädagogik höchst eindrucksvoll, „erst zu verstehen, dann zu erziehen“, so würde ich diesen Rat gerne ausweiten und ebenso inbrünstig fordern „erst verstehen und dann helfen“ – und übertragen auf heute: erst in der ganzen Tiefe verstehen, was (menschliche) Bewegung ist und was „sich bewegen“ ausmacht, bevor man motopädagogisch mit dem Anderen oder therapeutisch am Anderen tätig wird.

Einen ähnlich anspruchsvollen Weg gilt es auch gegenüber Menschen zu wählen, die mit einer Behinderung leben. Behinderte Menschen zu verstehen, bedeutet demnach, nie nur eine *individuelle*, sondern immer auch eine *über-individuelle* Spur aufzunehmen und diese zu verfolgen.

Mit der *individuellen* Spur meine ich all das, was wir mit dem Begriff der Biografie und dem persönlichen Gewordensein in Verbindung bringen. Und davon abgehoben, auch wenn es miteinander verknüpft ist, gäbe es jene Momente mit gleicher Ernsthaftigkeit ins Auge zu fassen, die menschliches Dasein grundsätzlich und damit *über-individuell* ausmachen. Und hierzu zählen u.a. die Bewegung und das Sich-Bewegen – und damit verbunden das Verhalten des Menschen wie auch der Träger der Bewegung bzw. der große „Ermöglicher“ des Verhaltens: der Körper bzw. der Leib.

Dass jeder Mensch seinen ganz persönlichen Körper besitzt, sein nur ihm eigenes Verhalten produziert und sich nur ganz individuell bewegen kann, schmälert die Bedeutung jener allgemeinen Momente keineswegs, sondern weist nur auf die sich im Laufe der persönlichen Entwicklung ergebenden Verknüpfungen und unterstreicht nur die Bedeutung jener *über-individuellen* Momente und eben nicht nur der individuellen.

Nachdem in diesem Zusammenhang die *Bewegung* im Mittelpunkt unserer Überlegungen steht, will ich versuchen, genau diese uns in ihrem Sinn wie in ihrer *existentiellen* und damit verbunden auch in ihrer *funktionalen* Bedeutung zu erschließen.

Würden wir nur den letzten Aspekt ins Auge fassen, brächte uns eine Bewegungs-Behinderung sehr schnell in die Nähe der Psychopathologie mit Krankheits- und Störungsbildern ohne Zahl. Nehmen wir den existentiellen Aspekt der Bewegung ernst, können wir uns nicht mehr so unbedacht auf der Defizit-Seite aufhalten und eine motorische Behinderung in der Folge auch nicht mehr so unbesehen als Störung, die zu behandeln oder gar zu beseitigen ist, bezeichnen und einschätzen.

Zur Bewegung selbst

Sich-Bewegen besitzt im Überblick betrachtet eine Fülle von Aspekten – über jene genannten Eckpunkte des Funktionalen wie des Existenziellen hinaus. Im Einzelnen sind es

1. der *funktionale* Aspekt
2. der *dynamische* Aspekt
3. der *lebenspraktische* Aspekt
4. der *emanzipatorische* Aspekt
5. der *expressive* und damit auch
6. der *kommunikative* Aspekt und
7. der *existentielle* Aspekt

Ich gebe zu, dass eine solche additive Auflistung dem Phänomen nicht wirklich gerecht wird, wo doch fast kein Aspekt für sich existieren kann, im Gegenteil – einer vom Vorhandensein des anderen profitiert bzw. die einzelnen Aspekte am jeweils anderen partizipieren. Das sog. *pathologische* Moment, das wir optisch oder auch

erlebnismäßig auszumachen glauben, kann sich überall einnisten und jeweils sehr unterschiedliche Folgen zeitigen, wenn wir nochmals für eine begrenzte Zeit den defizitären Blick aufnehmen und bis zur endgültigen Klärung beibehalten.

Gehen wir ganz allgemein vom *Wort* aus, dann weist uns bereits dieses den Weg für ein erstes Verstehen. Wer sich oder anderes *be-wegen* kann – oder aber wem *Bewegung* insgesamt zur Verfügung steht, vermag einen *Weg* zu nehmen bzw. sich auf den *Weg* zu machen – einen *Weg* mit den Augen, mit den Händen, mit seinem Kopf, seinen Füßen, einen *Weg* mit vielleicht nur einem Finger, mit der Zunge oder auch mit seinem gesamten Körper oder aber etwas anderes, ein Objekt, ein Nicht-Ich auf den *Weg* bringen. Bestätigung finden wir bei *Pflügge*: „Leiblichkeit bedient sich in seiner Welthaftigkeit des Körperlichen nicht so sehr als Instrument, sondern als *Weg*.“ (*Pflügge* 1967, 46)

Die *Weg-Fähigkeit* ermöglicht uns, einen Standort zu verlassen und einen anderen einzunehmen bzw. das Ziel seiner Wünsche anzu-steuern und sich so diese zu erfüllen bzw. sich, einem Objekt oder allgemein einem Nicht-Ich zum Verlassen jenes Standorts zu verhelfen – vielleicht aber auch daran zu scheitern. *Beide* Erfahrungen sind gleichermaßen wichtig – das Erreichen wie das Scheitern, jede dieser Erfahrungen trägt zum Erwerb wie zur Festigung bzw. zur Korrektur der eigenen Identität bei. Doch eben nicht nur das Ziel als das erfolgreiche oder misslungene Ankommen, sondern immer auch den *Weg*, konkret den Vorgang im Sinne eines prozesshaften Geschehens selbst sollten wir dabei ins Auge fassen. Martin *Heidegger* lehrt uns in Rückgriff auf die griechische Philosophie, das Denken selbst als ein Nach-Gehen zu verstehen und den Denkvorgang immer wieder mit dem Bild des „*Weges*“ zu vergleichen. Nicht umsonst betitelt er ja auch eine seiner berühmtesten Schriften mit „Der *Feldweg*“ – ganze acht Seiten (!) voller Inspiration und voller Hoffnung, sich immer wieder, wie er sagt, dem *Feldweg*, dem *Weg* und damit dem *Gehen* des *Weges* anzuvertrauen und weniger einem Fixieren auf das Ziel.

Sich in diesem Sinne bewegen zu können, stellt wohl für uns Menschen den Inbegriff von *Freiheit* und Unabhängigkeit dar (vgl. *Thalhammer* 1981, 23), seinen eingenommenen oder zugewiesenen Standpunkt als Ausdruck seiner erfahrenen Wirklichkeit verlassen zu können – flüchtend aus Angst oder angefüllt und getränkt mit einer kaum zu beschreibende Sehnsucht nach dem großen oder kleinen Glück. Einher geht die Hoffnung, dass der neue Zustand befriedigender als der alte sei und mehr Erfüllung, vielleicht dem jeweiligen sich bewegenden Menschen sogar ein Hauch von Glück verheißt. (vgl. *Dietrich* 1984, 58 ff)

Mit dem Erreichen des jeweils „neuen Zustandes“ entsteht gleichzeitig etwas *Neues*, was es so augenblicklich voraus noch nicht gab – es kann etwas Großes oder auch nur etwas Kleines sein; fast immer aber beflügelt und befriedigt uns der „neue Zustand“ und hebt uns insgesamt auf ein neues Niveau (vgl. *Stenger*; zit. in: *Bittner* 1996, 31/32); z.B. die Küche aufgeräumt, den Balkon neu bepflanzt, den Brief geschrieben oder aber nur die Fliege aus dem Gesicht gejagt, die Nase geputzt oder zärtlich über die Hand des anderen gestrichen zu haben.

Ich will es nicht zu hoch hängen – und trotzdem meine ich in *jedem* Neuen einen Funken der Schöpfung zu erkennen, der uns beflügelt und der etwas von jener unnachahmlichen Frische des ersten Schöpfungsmorgens in unser Leben (zurück) holt – sei es die neue Seite nach erfolgreichem Umblättern, der frisch gepflückte Margariten-Strauß oder auch nur der einzelne auf einem Cello gezupfte Ton. Wie sonst entlastet uns die erreichte Wirkung selbst von ansonsten kleinen Dingen bzw. beglückt uns – und umgekehrt, inwiefern erschöpft oder brüskiert uns Versagen und Scheitern so sehr, dass wir an uns zu zweifeln beginnen oder auch zu wirklich strapaziöser, höchst engagierter Übungsarbeit aufbrechen?

Das heißt eigentlich nichts anderes, als dass sich der Mensch von innen heraus bewegen will – und genauer betrachtet, dass er sich bewegen *muss*, will er dauerhaft glücklich sein, existieren bzw. überleben. Er *verlässt* stets *Altes*, lässt dieses zurück und *geht* auf Unbekanntes, auf *Neues* zu. Der Mut hierfür darf nicht als zu gering

Beide Erfahrungen sind gleichermaßen wichtig – das Erreichen wie das Scheitern, jede dieser Erfahrungen trägt zum Erwerb wie zur Festigung bzw. zur Korrektur der eigenen Identität bei.

veranschlagt werden und das Scheitern ist jeweils mit zu denken.

Sich-Bewegen – funktional in den Blick genommen – setzt sich aus mehreren *Qualitätsmomenten* zusammen (vgl. *Faltermeier* 1985) – da ist zum einen

1. die Kraft,
2. die Intensität samt deren Dosierung,
3. die Richtung,
4. die Absicht oder Intentionalität,
5. die Geschwindigkeit,
6. die Präzision,
7. die Flexibilität,
8. die Direktheit und Unmittelbarkeit – und auch das Moment
9. des Erfolgs bzw. Misserfolgs

Diese Qualitäten können nahezu als Voraussetzungen für ein erfolgreiches *Sich-Bewegen* verstanden werden, gleichzeitig aber liegt in ihnen auch ein Stimulus verborgen, der uns das (*Sich-*) *Bewegen* erst lustvoll erleben lässt.

An dieser Stelle sei schon eine mögliche therapeutische Konsequenz angedeutet, nämlich mit immobilen oder total bewegungsunfähigen Kindern jene Aspekte mit ihnen nachzugestalten oder auch nacherleben zu lassen, die ihnen von sich aus eigeninitiativ nicht möglich sind – zum Beispiel das Erleben von Geschwindigkeit, das Erleben von Intensität oder auch das Erleben von Zartheit und Kraft, das Erleben von Festhalten und Loslassen.

Hier sei an „Dominik“ aus der TV-Dokumentation „Dominik – ein kleiner König“ erinnert – ein 10-jähriger Bub mit spinaler Muskelathrophie, dessen Patenonkel ihn immer vor sich auf den Bauch gebunden trägt. Mit begeisternden Rufen fordert er seinen geliebten Onkel auf: schneller, schneller – um wenigstens auf diese Weise (kompensatorisch?) Geschwindigkeit zu erleben.

Die *Bewegung* selbst als Phänomen ist damit in ihrem *Sinn* für uns Menschen noch nicht hinreichend erklärt, durchleuchtet und „verstanden“. Diese ergibt sich fast wie selbstredend aus der Gegebenheit unserer Welt heraus. Heinrich *Rombach* formuliert in seinem eindrucksvollen Buch „Strukturanthropologie. Auf der Suche nach dem menschlichen Mensch“: Leben begegnet uns nur in *Situationen*, d.h. der Mensch befindet sich immer nur *innerhalb* solcher Situationen. (vgl. *Rombach* 1984, 139 ff)

Unsere Welt begegnet uns nicht nur *in* Situationen, unser Leben selbst besteht auch aus in sich *geschlossenen Systemen*. Wir befinden uns stets *in* oder auch *bei*, manchmal *vor* einer solchen Situation, doch selten bietet die eine trotz jenem *systemischen* Verständnis alles, was wir bedürfen – nicht einmal augenblicklich und aktuell finden wir stets die gesamte Palette an Befriedigung für unser Bedürfen, Wünschen und Sehnen in dieser vor. Um eben auch diese fehlenden Momente zu erreichen, um unseren Mangel auszugleichen und um unser Bedürfen zu befrieden, müssen wir die eine Situation, das uns umgebende System *verlassen* und uns via Bewegung hin zum nächsten bzw. zur nächsten bemühen. Nur so kann uns dort Verborgenes eigen werden!

Beispiele hierfür gibt es aus dem Alltag zahlreiche, ja zahllose:

- Wir liegen im Bett – möchten wir aber Frühstück, müssen wir das Bett verlassen und uns in die Küche begeben...
- Sitzen wir gemütlich beim freundlich gedeckten Frühstückstisch und uns fehlt noch die gewohnte Zigarette, heißt das: aufstehen, diese suchen oder sich eine neue Packung aus dem Automat besorgen...
- Interessiert uns bei der Morgenzeitung nicht nur der Sportteil, sondern auch das, was sich in der Kultur ereignet hat, bedarf es des Verlassens der Seite in Form des Umblätterns, um sich dann in das Feuilleton zu vertiefen.

So abwegig es klingt, es erinnert fast ein wenig an Hermann *Hesses* Gedicht von den „Stufen“, wo einem ein *heiteres Weiterschreiten* von Raum zu Raum empfohlen wird. So poetisch schön zeigt sich ein Alltag selten. Oft ist es ein Jagen von einem Termin zum nächsten, von einem Ort zum anderen, von einer Aufgabe zur sich anschließenden – manchmal zur Freude, manchmal als Flucht. Und noch ein Satz aus einem Volkslied, versehen allerdings mit einer gewissen Dringlichkeit und deshalb mit einem anderen Grundton, fällt mir ein: Bleib' nicht sitzen in dem Nest, Reisen ist das Allerbest!

Wollten wir diese einzelnen Aspekte *existenzialistisch* wenden, kommen wir um eine gewisse Dramatik nicht herum: Wir *müssen* uns bewegen – wohl auch weil der Traum des ach so schönen Schlaraffenlandes als Inbegriff des Bleibens, uns würden gebratene Tauben von selbst in den Mund fliegen, letztlich nicht nur ein Traum, nein sondern sogar ein Alptraum ist.

Doch nicht nur die *Erfüllung* von Wünschen oder das Befrieden von Bedürfnissen allein gelingt uns dank jenem *Bewegen*. Ebenso wichtig ist das *Kontrollieren* der Umwelt im Sinne von Prüfen, Erproben und Auswählen innerhalb und außerhalb von Systemen und Situationen als ein Erleben von Unabhängigkeit und letztlich von vollzogener Macht.

Und schließlich noch das: Der Andere erlebt bzw. dem Anderen vermittele ich zusätzlich durch mein *Bewegen*, was ich von den Dingen halte, wie ich etwas empfinde oder auch wie es mir selbst geht. Meine Bewegung gibt bereits ohne konkrete Schrift auf Tafel oder Papier Anlass zum Lesen, manchmal zum Entziffern und bietet letztlich die Basis zum Verstehen. So bahnt sie Aktion wie auch Reaktion und stiftet so nicht selten eine sich anschließende verbale wie auch nonverbale Kommunikation.

Der Gewinn auf meiner Seite als dem Akteur der Bewegung ist klar: Mit dem eigenen *Bewegen* erlebe ich Raum und Zeit, erfahre mich in meiner Kraft und gewinne auf diese Weise stets neue Impulse für mein Bild von mir wie von der Welt. Der Weg, den mir die Bewegung ermöglicht, ist gleichzeitig ein Weg, mich selbst zu entwickeln, mich kennen und mich schätzen zu lernen.

Sinnerfahrungen fußen fast immer in Bewegungserfahrungen – und Bewegungserfahrungen bringen mich immer wieder in eine erstaunliche Nähe zu Sinnerfahrungen.

Erinnert sei in diesem Zusammenhang, dass das Wort ‚Sinn‘ aus dem althochdeutschen Wort ‚sinnahn‘ abzuleiten ist, was selbst wiederum ‚reisen‘ bedeutet.

Mit dieser Sichtweise von Bewegung rühren wir sehr an unser uns vielleicht zu gewohntes, letztlich aber so nicht haltbares Denken: Wenn Bewegen von so fundamentaler, ja elementarer Bedeutung ist, dann wird es für einen Menschen zunehmend dramatischer, je weniger er sich aus freien Stücken bewegen kann.

Solche *Entweder-Oder*-Gedankengänge sind sehr beliebt, weil sie einfach scheinen, obwohl sie in Wahrheit letztlich so einfach nicht sind. Nach diesem Verständnis müssten alle sich optimal bewegendenden Menschen, vielleicht sogar Artisten, Tänzer oder Weltrekordler die glücklichsten Menschen auf Erden sein und die Bewegungsfaulen oder gar die Bewegungslosen zu den unglücklichsten zählen.

Sicherlich gibt es eine *Psychopathologie* der *Bewegung* wie auch des *Körpers* jenseits der rein funktionalen Beeinträchtigung – d.h. konkret ein depressiv befasster Mensch wird sich im Vergleich zu einem manisch orientierten Menschen quantitativ wie auch qualitativ weniger bewegen oder gar in einen Stupor geraten; aber auch die Fixierung auf eine Wahnidee, eine Angst oder einen Zwang kann ähnliche Wirkungen nach sich ziehen. Man bleibt auf seinem Stuhl haften, um von dort aus die schweren Geschäfte eines Kaisers von China zu „erfüllen“ oder man hüllt sich sogar in seine Bettenwelt ein, um als General einer Armee die bevorstehenden Schlachten – abgeschottet von den Feinden – fantasievoll zu planen und geistig-virtuell zu bewältigen.

Nicht umsonst versucht man gerade auch in der modernen Psychotherapie Körperarbeit und in der Psychiatrie bewegungs-orientierte Konzepte in die Behandlung einzuführen und die Patienten dafür zu gewinnen. Selbst die „alte Arbeitstherapie“ konnte Seelen heilen, solange sie sich von der Versuchung fern hielt,

psychiatrische Patienten für eigene Zwecke schändlich auszunutzen und zu missbrauchen.

Das Erleben der Weg-Fähigkeit als ein Inbegriff von Unabhängigkeit, Freiheit, Macht und Glück hängt weder mit Qualitäten noch mit Quantitäten der konkreten Bewegung zusammen; wir sind in eine Spannung gestellt, wie sie Hilde *Domin* so treffend beschreibt – nämlich Baum zu sein und doch gehen zu können, wie auch gehen zu können und doch zu sein wie ein Baum.

Exkurs: Das Gehen

Das Gehen zählt wohl insgesamt neben dem Festhalten und Loslassen zu den wichtigsten Bewegungsformen des Menschen.

Wir Menschen sind unterwegs – unterwegs mit den Händen, mit den Augen, mit dem gesamten Körper. Fliegen ist uns biologisch nicht möglich, aber eben doch das Aufrecht-Sein und das Gehen. Wir praktizieren es als Wandern, auch als Wallen und in der schnelleren Form als Laufen, Rennen oder Sprinten. Immer beinhaltet dieses das Gleiche – nämlich unterwegs zu sein, von einem Ort zum anderen in Bewegung zu sein, dem Körper einen Rhythmus zu geben – einen Rhythmus, der auf geheimnisvolle Weise an dem Urgrund des Lebens rührt. Es ist nicht das Ankommen-Wollen, nicht das besondere Ziel, was uns als moderne Nomaden in schiere Rastlosigkeit treibt. Es ist das Sich-Bewegen also, was unsere Sinne wach werden und unseren Körper als Körper erleben lässt. Oft sogar erzählen geduldige wie auch geübte Wanderer – *Geher* also – von Strapazen, von Blasen an den Füßen, von halbedlen Körpergerüchen und Entbehrungen – und immer auch vom Alleinsein, davon vor allem: *mit allem eins zu sein*. Und dieses Einssein oder Ganzsein, griechisch *holon*, dem Heiligen nahe, ist ohne Alternative. Das Erleben spiegelt sich in Bildern aus dem Vorübergleiten der Welt, als unendlich fließender Prozess, in Worte kaum zu fassen. Das Wesentliche jedoch verbirgt sich im Fluss der Bilder *zwischen* den Zeilen. Der Körper übernimmt den Rhythmus, das Denken schließt sich diesem an. Körper und Denken verschmelzen. Man kann sich kaum an einer Rast erfreuen; der Körper, einmal durchs Gehen, in Schwingung versetzt, verlangt nach diesem

Rhythmus – man will, ja man muss gehen. Wandern und darüber hinaus in diesem Sinne zu gehen stellt die ursprüngliche Harmonie wieder her, die einst zwischen Mensch und Universum bestanden hat.

Hirnforscher sagen: „Denken ist eine motorische Aktivität.“ Denken ist Bewegung. Die Wandelhalle, von Aristoteles gegründet, und die Art zu lehren und Erkenntnisse zu erlangen, das zielte auf bzw. wurzelte im Gehen. Es meint ein Gehen ohne Ablenkung, aber auch ohne Absicht, ganz sich selbst überlassen, bis der Rhythmus die Gedanken aus sich heraus ins Bewusstsein spült. Wer geht, löst seine Fantasie aus. Gehen ist animierende Bewegung und letztlich Inbegriff animierenden Denkens. Nach-gehen wird zu einem Nach-denken, wobei umgangssprachlich ‚nachgehen‘ nicht selten als Synonym für eine bestimmte Form des Denkens benutzt wird.

Nicht wenige körperbehinderte Menschen müssen auf das Gehen gänzlich verzichten und ersetzen dieses durch das Fahren im *Rollstuhl*; zumindest ergibt sich für viele dieser hier beschriebene rhythmisierte Bewegungsfluss nicht. Der Rollstuhl ist nicht nur Symbol des Fortschritts, sondern tatsächlicher, d.h. konkreter Fortschritt, was das Sich-Fortbewegen anbelangt. Die sich derzeit auf dem Markt befindliche Vielfalt von Rollstühlen bedeutet mehr als nur der Mode zu entsprechen. Rollstühle mit Handantrieb und solche mit automatischem Antrieb sind unabhängig davon und sehr grundsätzlich zu unterscheiden. Das ihnen Gemeinsame ist das Rollen auf Rädern anstatt dem Gehen auf eigenen Füßen. Die rhythmisierende Zäsur des Gehens durch das Setzen eines Fußes vor den anderen ist durch das Rollen weitgehend aufgehoben. Das Anschieben mit den Armen kann als gewisser Ersatz gewertet werden, während der gleichmäßig laufende Motor ein schier maschinelles Gleichmaß mit sich bringt. Hindernisse verändern zwar die Gehgeschwindigkeit, setzen diese aber selten gänzlich außer Takt. Mit dem Rollstuhl ergeben sich andere „Fälle des Lebens“. Der Bordstein, die Treppe oder auch die zu enge Türe veranlassen zu einem anderen, einem ‚neuen‘ Denken und erzwingen andere Entscheidungen als jene, denen sich ein Geher (im

Fachjargon: ein Fußgänger) und damit ein gehender Denker ausgesetzt sieht.

Rollstuhlfahren beschert zusätzliche Herausforderungen wie die des Wetters oder des Transports von Taschen und anderem Gut und erhöht somit die Anzahl der Probleme, die dem Benutzer aufgegeben sind. Rollstuhlfahren fordert demnach wie das Gehen ganz unmittelbar zum Denken heraus, wenngleich sich beide *Denkleistungen* auf Grund der jeweils verschiedenen „Medien“ als unterschiedlich erweisen – nicht von der Qualität, wohl aber vom Inhalt wie vom Rhythmus bzw. von der Struktur her. Und von da aus sind sie neu zu bedenken.

*Der Mensch will sich von **innen heraus** bewegen – und genauer betrachtet, dass er sich bewegen muss, will er **dauerhaft glücklich sein, existieren bzw. überleben**. Er verlässt stets Altes, lässt dieses zurück und **geht auf Unbekanntes, auf Neues zu**.*

Ein überzeugenderer Beweis, dass Bewegung bzw. dass Sich-Bewegen an ein Medium gebunden bzw. auf Medien angewiesen ist und gleichzeitig von diesem unmittelbar beeinflusst wird, lässt sich kaum finden. Spielen beim Gehen der Körper bzw. Teile des Körpers die entscheidende Rolle, ist dies beim Rollstuhlfahren eben der Rollstuhl in der jeweils notwendigen oder auch vorhandenen Ausformung und Ausrüstung. Ebenso augenscheinlich ist, dass sich der Rollstuhl im Vergleich zum Körper auf der einen Seite zwar als höchst „kompetent“ erweist, jedoch auch doch ganz drastisch unterlegen ist – was die Flexibilität und Unmittelbarkeit anbelangt. Eindrucksvoll wird dies von *Schöler/Schöler* (1987) in ihrem Buch „Das alles soll ich nicht mehr können?“ beschrieben, in dem es um die Rehabilitation Querschnittgelähmter geht.

Zum Körper – das Medium des Menschen, wenn dieser sich bewegen will

So wichtig die Motivation, konkret: der Bewegungsanlass wie auch die Bewegungsentscheidung sein mögen – aus sich heraus kommend oder von sich aus auf ein Ziel zu, so vergeblich sind die vornehmsten Gedanken, die faszinierendsten Ideen oder die sehnsuchtsvollsten Wünsche, können diese nicht ins Medium gelangen bzw. auf ein funktionierendes Medium – den Körper – zurück greifen, das bzw. der sie in die Verwirklichung führt. Noch immer gilt: „Träger menschlicher Bewegungen ist der Körper“. (Fischer 1992, 344)

Elias, ein 11-jähriger, an spinaler Muskelatrophie erkrankter Junge, erklärt das so: Meine Gedanken erreichen meine Hände nicht; oder ein andermal: meine Hände gehorchen meinen Gedanken nicht – oder: bis meine Gedanken an den Händen ankommen, sind diese schon zu schwach, um meine Hände in Bewegung zu versetzen.

Zwischen dem Bewegen und dem Sich-Bewegen zu unterscheiden, ist das eine, und gleichzeitig das Gemeinsame zu suchen, das andere. Es sieht so aus, als könne eine Bewegung für sich nicht existieren. Jede Bewegung benötigt ein Medium, um wirklich, aber auch wirksam zu werden, und sie benötigt ein Objekt, dem das Bewegen bzw. die Bewegung gilt.

Der Körper selbst gilt als Substanz und besteht quasi aus sich heraus. Der Körper, den ich habe, oder aber auch der Leib, als der und mit dem ich bin, hat eine „Doppelstruktur“. „Er gehört gleichermaßen zu mir und zu den Dingen. Er ist meine Verankerung in der materiellen Welt.“ (Dederich 1997, 31) Mein Körper ist aber auch Ausgangspunkt, Ort der Veränderung wie Träger der durch die Bewegung herbei geführten Veränderung. Insofern besitzt er immer perzeptive, expressive und letztlich vor allem dialogische Qualitäten. Betonen wir darüber hinaus das Leibsein unseres Körpers, nehmen wir verstärkt den Ausdruck in den Blick. „Der Leib ist der sichtbare, weltzugewandte Aspekt des Seelischen“. (Dederich 1997, 32)

Das Medium im menschlichen Bereich sind primär der eigene Körper oder Teile des Kör-

pers. Damit kann man Bewegung bzw. Sich-Bewegen und deren Entstehen noch nicht zur Gänze erklären. *Funktional* betrachtet muss der Körper selbst von einer gewissen flexiblen Beschaffenheit sein, damit er die Bewegungsimpulse aufnehmen und weiterleiten kann. Ein gelähmter oder erstarrter Körper vermag dies nur bedingt, manchmal überhaupt nicht. Insofern liegt das Glück oder auch das Un-Glück, einen Körper zu haben, schicksalhaft nahe beieinander.

Ludwig Marcuse war es besonders, der sich als Philosoph mit dem Körper in seiner Eigengesetzlichkeit befasst und davon ausgehend auch sein schier alle Zuversicht zerschmetterndes Urteil über diesen abgibt. Der Körper sei unser „Gefängnis“, das man weder überwinden noch überlisten kann – „weder mit Rohkost noch mit Fußballspielen oder Fitness.“ (vgl. Marcuse 1981, 51 ff.)

Wenn S. Freud uns mit dem Satz überrascht, dass der Mensch das, was er „nicht erfliegen“ kann, wohl mühevoll „erhinken“ muss (Quelle unbekannt), so sehen wir in diesem Gedanken erst einmal einen Lichtblick – nämlich dieses scheinbar unbelehrbare und von uns nicht verfügbare Medium eben mit Hilfe von blitzenden Ideen doch auch überwinden zu können und nicht gänzlich angebunden an seine Gegebenheit ihm folgen zu müssen. Und selbst wenn keine Ideen in dieser Virtuosität vorliegen oder der Körper sich dieser Leichtfüßigkeit entgegen stellt, so verbleibt dem Menschen dennoch ein ihm gemäßes Verhalten, auf das „Erhinken“ auszuweichen. Wenigstens erhinken kann sich der geplagte und „imperfekte Mensch“ (Dresden 2001) sein Leben. Ein Trost allerdings nur für starke Seelen!

Nachdem unser Ich zuerst ein *körperliches* sei (S. Freud; in: Bittner u.a.), können wir die Bedeutung des Körpers – für uns letztlich unser Leib – eben doch nicht so als zweitrangig erklären, wie wir dies vielleicht gerne täten. Wir sind *in* diesem Körper, wir haben ihn, wir leben *mit* ihm – und wir sind auch das, was der Körper uns signalisiert, ja vorgibt, und was dieser unser Körper in Grenzen aus sich wie aus uns machen lässt. „Im Leib findet sich die Entstehung aller Dinge“ sagt Pflügge (1967, 36) und

fasst damit diese Gedanken sehr präzise und auf den Punkt gebracht zusammen.

Den für mich zentralen Trost und zugleich ebenso elementaren Handlungsimpuls entnehme ich dem Hinweis von Paul Watzlawick aus seinem Buch „Lösungen“. Grundsätzlich vermögen Menschen Lösungen auf *zwei* Ebenen erreichen. Die eine – die Ebene I – rangiert unter dem Motto „mehr davon“, die andere – die Ebene II – ließe sich mit „darüber hinaus“ beschreiben. Die Ebene II ist die *Deutungs-Ebene*, während die erste die *konkrete Ebene* darstellt. (vgl. Watzlawick 1984, 99 ff.)

Das heißt, selbst eine umfassende Immobilität braucht den betroffenen Menschen nicht total zu lähmen, wenn er lernt – was sicherlich nicht einfach und vor allem nicht ohne Probleme ist –, *geistig* über seine körperlichen Grenzen hinaus zu gehen und wie Frau E. Rieser (polio-erkrankt und atemgelähmt) nach einer TV-Dokumentation sehr gezielt sich eine geistig-seelische Welt zu erschließen (Ihre Worte: „Hier *gehe* ich tiefer und tiefer!“). Allerdings bedarf dieses Bemühen nicht nur der Anregung, sondern vor allem der steten Begleitung wie auch einer menschenfreundlichen Kontrolle, um letztlich geistig wie auch seelisch gesund und damit produktiv zu bleiben. Hier ist in besonderer Weise das Moment der *Bildung* gefragt (Fischer 2000) und Menschen, die sich dieser ganz besonderen Aufgabe in aller Ernsthaftigkeit annehmen. Im Vergleich zu Menschen mit einer geistigen Behinderung geht es nicht um die „*Kultivierung ihrer Konkretheit*“ (Fischer 2000, 113 ff.), sondern um die *inhaltliche* Füllung der *Unkonkretheit* und um die *Kultivierung* der vorhandenen wie auch verbleibenden Weite. Es müssen im anderen Bilder, Klänge, Vorstellungen und Sätze entstehen, an denen er oder sie sich halten kann, auch wenn im konkreten Lebensvollzug Hände, Augen, Füße bzw. Beine ihren Bewegungs-Dienst versagen.

Um sich bzgl. der Bewegung eine umfassende Vorstellung von dem zu machen, Welch ein Stellenwert ihr im menschlichen Leben zukommt, erscheint es hilfreich, sie in einem ihr gebührenden Zusammenhang zu sehen und sie nicht nur als Medium miss zu verstehen oder gar nur als willkommenes Instrument zu handhaben.

Der sich bewegende Mensch – ein bewegter Mensch?

Sich bewegen ist eine Urform des Dialogs des Menschen mit der Welt.

C. Gordijn

Das Dasein des Menschen ist Leben in Bewegung im Sinne von Veränderung, Entwicklung und Tätigkeit.

B. Eder-Gregor

Bewegung ist grundlegende Bedingung der Möglichkeit, Unabhängigkeit zu erleben.

M. Thalhammer

Ich denke an den Augenblick zurück, als ich wenige Wochen nach meiner Erkrankung zum ersten Mal ohne Hilfe einen Keks aus der Schachtel nehmen und mir in den Mund führen konnte. Was ist das schon: Einen Keks in den Mund führen!? ... das ist ein richtiges Triumphgefühl, das fast etwas von einem Rausch an sich hatte. Ich wüsste keine Leistung zu benennen, die mich in jener Zeit stärker beglückt hat.

U. Bach

Die intentionale Leiblichkeit ist eine menschliche Daseinsweise, in der der Mensch seinen Körper als Objekt überschreitet.

C. Gordijn

Bedeutungen entstehen erst im Dialog.

H.G. Gadamer

Exkurs: Zur Positionierung der Bewegung im Kontext menschlichen Handelns.

Der Bewegungsimpuls benötigt ein *Grundkapital*, ein **Energie-Potential**, das dann in **Aktivität** umschlägt. Der dazu notwendige Impuls kann von innen – z.B. als ein Bedürfnis oder auch als Reflex – kommen oder aber von außen an den jeweiligen Menschen heran getragen werden und so den Betreffenden zur (gezielten) **Bewegung** veranlassen. Der Mensch ist dabei auf eine funktionierende, d.h. aufnehmende wie auch verarbeitende Wahrnehmung angewiesen. Nicht sehen oder nicht hören zu können schränkt die Bewegung insgesamt ein und wirkt sich zusätzlich auf die Bewegungsqualität ganz entscheidend aus.

Blinde Kinder – wie z.B. Christian, zehn Jahre – lehren uns, dass nicht die Bewegungshäufigkeit sich automatisch senkt, wohl aber die von ihnen produzierten Bewegungen unangebunden erscheinen, diese Kinder dann in Stereotypen zurück fallen und Automatismen anstatt gezielte Bewegungen praktizieren. Sie tanzen und drehen sich um sich, summen dabei – als wollten sie das fehlende Sehen durch selbst produzierte Töne ersetzen und Schallwellen als Kontroll an die ihnen nicht sichtbare Umwelt aussenden.

Insofern verstehen wir *Bewegungen* als *geformte* Aktivitäten – und umgekehrt meint *Sich-Bewegen* seiner Aktivität eine *Form* zu geben. J. Tamboer spricht hierbei von einer „intentionalen Leiblichkeit“ (1979, 18). Unschwer lässt sich die weitere Entwicklung fortführen. Häufig praktizierte und schließlich auch geübte *Bewegungen* erlauben **Handlungen**, aus diesen wiederum ergibt sich mit der Zeit ein **Verhalten** und dieses kann sich schlussendlich zu einer **Haltung** verdichten – gewonnen aufgrund von Erfahrungen. Insofern sind Bewegungen Grundbausteine für jegliches Handeln und Verhalten.

Die hier aufgestellte Reihe kann man auch in *umgekehrter* Richtung beobachten:

Ein Kind erlernt oder erwirbt z.B., wie man sich als Mensch der Natur oder Tieren oder Freunden gegenüber verhält und partizipiert dabei direkt oder indirekt an einer voraus festgeleg-

ten oder fest geschriebenen *Haltung*. Daraus ergibt sich dann ein bestimmtes *Verhalten*, was sich wiederum in ganz konkrete *Handlungen* niederschlägt; diese erfordern bestimmte *Bewegungen*, und jene Bewegungen bedürfen schließlich der Energie bzw. hängen von dieser ab, inwieweit diese in welcher Qualität vorhanden ist, wie sie umgekehrt auch den Energiefond eines Menschen neu zu aktivieren und zu füllen vermögen.

Die *Bewegung* hat – zusammen gefasst – eine Art *Mitte-Position*, von der aus man sowohl in die eine als auch in die andere Richtung blicken, verstehen und vor allem doch auch helfen, manchmal sogar fördern, zumindest unterstützen kann. Wie alles, was wir Menschen tun oder lassen, so bedarf auch die Bewegung oder das Sich-Bewegen letztlich der *Kultivierung* und nicht nur der Förderung oder gar der Therapie. Wichtig auch bei diesen Überlegungen ist nochmals die Erinnerung an jene *Mitte-Position* der Bewegung bzw. dem Sich-Bewegen, die letztlich einer Art Schlüsselfunktion in der einen wie in die andere Richtung gleich kommt.

Aus dieser *Mitte-Position* heraus betrachtet gewinnen das Sich-Bewegen wie auch das Sich-nicht-Bewegen-Können nochmals eine ganz andere Dimension.

Bewegen – als ein Dialog mit der Welt

Gehen wir davon aus, dass die Lebendigkeit des Menschen, gespeist aus biologischen Fakten wie auch aus dem Bedürfnis leben zu wollen, Energie erzeugt, die in unterschiedlicher Weise ins Werk tritt, so lassen sich *zwei* von der Richtung her gegensätzliche Möglichkeiten ausmachen – jene Energie, die in Form von Aktivität nach innen und jene, die nach außen wirkt.

Aktivität selbst allerdings gilt solange als frei florierend und in der Folge wenig wirksam, so lange sie sich an kein bestimmtes Ziel gebunden oder keine Formung bzw. keine Kanalisierung durch ein Medium erfahren hat. „Der Begriff des Verhaltens schließt ein Wer ein, das sich verhält, und eine Welt, auf die das Verhalten bezogen ist.“ (Buytendijk 1956, 15)

„Die ... Trennung von Mensch und Welt, von Subjekt und Objekt führt zu ...menschlichen Bewegungen, in der die Welt nicht mehr erscheint.“ (Tamboer 1979, 16). Diesen Tatbestand können wir bei manchen Kindern mit einer geistigen Behinderung erfahren. Nicht wenige sind übersät von Stereotypen oder Autismen und doch stimulieren solche Aktivitäten weder ein Spiel noch ermöglichen sie lebenspraktische Fähigkeiten. Deshalb müssen solche Kinder nicht selten in der Obhut einer Pflege bleiben, obwohl ihnen selbst keine körperliche Behinderung oder Beeinträchtigung zu bescheinigen ist. Ihnen wird die umfassende Bedeutung der Bewegung und der Gewinn, der uns Menschen das Sich-Bewegen beschert, sehr bedingt nur zu teil.

Doch nicht nur die Bewegung selbst erscheint vergeblich, sie erbringt dem Akteur möglicherweise eine persönliche, nicht mehr aber eine weiterführende Befriedigung. Die Entwicklung des Menschen setzt ein Sich-Bewegen im Dialog voraus. Jan Tamboer, der holländische Anthropologe und Fachmann für Bewegungsphilosophie und Bewegungspsychologie, betont bei seinen Überlegungen gerade nicht den kommunikativen oder produktiven, sondern eben den dialogischen Aspekt der Bewegung. Ihm genauer nach zu gehen, lohnt sich.

Mit Hilfe der Bewegung *befragt* der Mensch seine Welt – dabei unterscheidet Tamboer drei Formen des Befragens, die er selbst „Überschreitung“ nennt:

1. die *direkte* Überschreitung
2. die *erlernte* Überschreitung
3. die *kreative* bzw. *erfinderische* Überschreitung

(Tamboer 1978, 18 bzw. Fischer 1992, 348)

Mit jeder Bewegung einher gehen *Fragen* an die Dinge und/oder Personen dieser Welt. Man möchte deren (objektive) Eigenschaften wie auch deren (subjektive) Bedeutungen heraus finden – und erhält aufgrund gezielten Sich-Bewegens und der Bereitschaft, in einen Bewegungsdialog einzutreten, Antworten, die verständlicherweise auch „nur“ Bewegungsantworten sein können. J. Tamboer spricht von „motorischen Bedeutungen“ (ebd.).

Der sich bewegende Mensch – ein bewegter Mensch?

Die ‚imaginäre Grenze‘ zwischen dem Menschen und der Welt kann auf verschiedene Weise überschritten werden – auf direkte, erlernte oder auf kreativ erfinderischere Weise.

J. Tamboer

Lebenslänglich eingesperrt zu sein, das ist die Erfahrung mit dem Körper.

L. Marcuse

Letztlich gibt es keinen Sieg über das Leibgefängnis, er ist versagt auch mit Rohkost und Fußball.

L. Marcuse

Das Leid der Unterlegenen stammt aus dem Vergleich.

L. Marcuse

Der Körper ist der Ursprung der großen Trauer.

L. Marcuse

... in Ketten tanzen

Fr. Nietzsche

Das Ich des Menschen ist zuerst ein körperliches.

S. Freud

Im Suchen nach einer Antwort auf die Anfrage seitens der Anderen oder des Anderen überschreitet der Mensch die „imaginäre Grenze“ zwischen sich und der Welt. „Bewegungen sind letztendlich permanente Grenzüberschreitungen“ (Fischer 1992, 347). Das heißt, dass für den Menschen selbst sich überhaupt erst eine solche Grenze gebildet bzw. eine Trennung vollzogen haben muss; die anfänglich gelebte *Alleinheit* im Sinne einer Symbiose („Sich bewegen ist eine der Formen, in denen der Mensch als Personeneinheit Mitmenschen und Dingen begegnet“, Tamboer 1979, 19) wird sich in einen Bereich des Ichs und des Nicht-Ichs strukturieren, ja „aufspalten“. Die Deutlichkeit des Selbstsein des Ichs wie des Nicht-Ichs bildet sich erst allmählich heraus. Nicht umsonst sind für jedes Kind auf diesem nicht einfachen Wege sog. Übergangsobjekte (vgl. Winnicott 1985) als Puppen, Schmusetiere oder auch nur als Tuch oder Kissen vonnöten wie auch von Bedeutung.

Solange die Symbiose währt, sind keine Bewegungsantworten notwendig, weil es auch noch keine Fragen gibt. Fragen verunsichern und drängen zur Klärung. Erlebte Symbiose erzeugt Omnipotenz-Gefühle, die sich allerdings mit der Zeit als Trugbild heraus stellen und dann doch sehr dringend nach Orientierung im Sinne von „motorischen Antworten“ Ausschau halten lassen.

Ist der Mensch auf etwas bezogen, was außerhalb seines Körpers ist, so geht er dabei an seinem Körper vorbei. In seiner ‚intentionalen Leiblichkeit‘ erfährt er, bezogen auf andere und anderes, dass sein Leib ihm problemlos zur Verfügung steht. Handelnd kann er die engen Grenzen seines Körpers überschreiten.

Man fühlt sich in seinem leiblichen Dasein unbeschränkt. Die Grenzen, die ich im Zuge meiner Bewegung erfahre, sind keine Grenzen meines Körpers als Objekt, sondern jene Begrenzungen, welche die Außenwelt oder meine eigene Zielsetzung meinem Bewegungshandeln entgegen setzen. Das Nicht-Können wird dabei als Eigenschaft der Welt erfahren. (vgl. Tamboer 1982, 17 – z.T. wörtlich, z.T. zusammenfassend zitiert)

Das Kind, das Bausteine stapelt, erfährt seinen Mangel an Innovations- und Koordinations-schemata an diesen Bausteinen. Es erfährt diesen Mangel als Eigenschaft, die nicht ihm, sondern den Bausteinen anhaftet. Die Bausteine ärgern das Kind, weil sie sich so schlecht stapeln lassen.

Die Frage nach dem Kennenlernen von Welt ist ja *die* Frage der Didaktik im engeren wie auch der Erziehung im weiteren Sinne schlechthin. (vgl. Bittner 1996)

Im Hinblick auf bewegungsbehinderte Menschen beschweren mich jene Feststellungen als Sonderpädagogen jedes Mal von neuem. Könnten diese Überlegungen einen Hinweis auf ein Bild von einer letztlich nicht zugänglichen und deshalb seltsam ‚harten‘ Welt liefern, so wie es der junge Mann, mit der eisernen Lunge lebend, von sich aus seinem Leben berichtet – eine Welt, die ihm als bewegungsbehindertem Kind stets von neuem ein Nein entgegen schleudert und ihm quasi hoffnungslos ins Aus drängt? Die Welt wird am Ende eben nicht Freund, sondern Feind, der man nahezu nichts abzurufen vermag und man selbst vorrangig auf seine Bedürfnisse wie auf seine spärlich gewonnenen Sichtweisen beschränkt und gegen seinen Willen vielleicht sogar dauerhaft verwiesen bleibt?

Die Welt muss durchschritten wie auch erfahren werden, sie muss gewogen, sie kann zerteilt und wieder zusammen gesetzt werden, man wird sie durchdringen wie auch ihr Außen gestaltend verändern müssen, will man sie wie auch sich kennen lernen! Und überall ist Motorik gefordert – sei es durch Bewegen der Augen, des Kopfes, des Rückens und des gesamten Körpers, der Hände und Füße, aber auch mit Hilfe der sich bewegenden Arme und Beine, und durchmessen mit aufrechtem Gang anstatt einer gebückten gedemütigten wie auch angstvollen Haltung.

An sich sind wir gewohnt, dass wir als Menschen Erfahrungen mit uns wie mit der Welt in *Begriffe* fassen und mit Wörtern zu einer gewissen Präzision führen, doch viel elementarer sind die anderen Formen unseres Wissens, die eben nicht über das Denken bzw. die Kognition

gewonnen wurden – das sog. Handlungs- oder Körperwissen und das affektive Wissen. Dieses Wissen vor allem bahnt bzw. eröffnet uns den Weg zur Welt, richtet in uns Vorurteile auf und spiegelt uns den eigenen wie des Fremden Wert, den wir dann als Fremd- bzw. Selbstbild verbuchen. „Was ein Mensch ist, das wird er durch die Sache, die er zur seinen gemacht hat“, sagt Karl Jaspers. Aber auch das gilt: „Im Leib findet sich die Entstehung aller Dinge.“ (Plügge 1967, 36)

Dabei müsste es uns ein Anliegen sein, behinderten Kindern die Welt als *freundlich* darzustellen, wo sie doch im Laufe ihres kurzen Lebens bislang meist gegenteilige Erfahrung gesammelt haben. Alles steht ihnen entgegen – und sie müssen von Beginn an Dinge tun, die ihnen widerstreben oder die sie letztlich nicht wollen. Ich stelle mir vor, als Unmusikalischer oder Unsportlicher zum Chor bzw. zum Sportverein zu müssen – dies wöchentlich und bis zum 18. Lebensjahr oder noch länger. Weiß man denn in diesem Alter schon, dass einem ohne fortgesetzte Therapie Verbiegungen und Verkrüppelungen drohen, die noch viel schlimmer als der augenblickliche Zustand sein können und in eine immer größere Unbeweglichkeit hinein führen? Wieder ist uns der junge Mann mit seiner Polio-Lähmung ein eindrückliches, um nicht zu sagen – ungewollt – ein erschreckendes Beispiel!

Zur Bewegung – und der Psychopathologie

An dieser Stelle scheint es angezeigt, unterschiedliche Behinderung bzgl. der Bewegung genauer zu betrachten – (a) die *geistige* und (b) die *körperliche* bzw. die psychomotorische Behinderung.

Bewusst vernachlässigen wir bei diesen Überlegungen die (c) *psychische* Behinderung oder auch die psychische Erkrankung bzgl. der Bewegung, so eindrucksvoll sie auch sein mag.

zu (a) die geistige Behinderung

Gehen wir davon aus, dass die größte Gruppe der geistig behinderten Kinder eine starke Entwicklungsbehinderung haben bzw. dieser gleichzusetzen ist, dann fällt einem bzgl. der

Der sich bewegende Mensch – ein bewegter Mensch?

*Was der Mensch nicht erfliegen kann,
das muss er sich erhinken.*

S. Freud

*Geh' dorthin, wohin dein Herz dich trägt
unbekannt.*

*Es gibt eine Therapie der Seele
durch die Arbeit mit dem Körper.*

A. Lowen

Nur wo du bist, entsteht ein Ort.

E. Barrett-Browning

*Trost für Obdachlose kommt nie
in Form von Häusern daher, sondern aus
dem Mund von Landstreichern.*

J. Herzberg

*Was der Mensch ist, das ist er durch die
Sache, die er zu der seinen macht.*

K. Jaspers

Bewegung eine gewisse Schwerfälligkeit, eine Undifferenziertheit und vielleicht auch eine große Einfachheit auf. (vgl. *Thalhammer* 1981) Die sinnlichen Eindrücke erreichen sie nicht immer in jener Tiefe, die diese an sich transportieren – und so kommt es auch nicht selten zu einer scheinbar oberflächlich anmutenden Antwort. Die Reaktionen sind flüchtig, sie machen sich selten wirklich irgendwo fest und man eilt bildlich gesprochen von Blüte zu Blüte – oder aber man verweilt wenig gewinnend bei dem einen oder anderen Highlight.

Sinnerfahrungen fußen fast immer in Bewegungserfahrungen – und Bewegungserfahrungen bringen mich immer wieder in eine erstaunliche Nähe zu Sinnerfahrungen.

Nehmen wir einen *konstruktivistischen* Standpunkt ein, fiele es uns schwer, hier Kritik anzubringen. Mit Recht verweist *Buytendijk* darauf hin, dass es keine „sinn- und bedeutungslose Bewegung“ gäbe (1956, 77). Geht man mit einem gewissen *normativen* wie auch realitätsbezogenen Standpunkt an die Beurteilung heran, sind zweifelsohne Defizite auszumachen. Nicht das Defizit als solches zählt, sondern dessen Auswirkung auf die Bewältigung wie auch die Gestaltung des Alltags. Die bestehende Abhängigkeit reduzierte sich nur minimal und die Begleitung, manchmal auch die Pflegebedürftigkeit bliebe wohl ein Leben lang – mehr als an sich nötig – erhalten. Dies belastet das eigene Befinden wie auch die sozialen Kontakte über das notwendige Maß hinaus.

Es geht also wohl darum, das frei florierende und von Blüte zu Blüte eilende, meist eindimensionale Verhalten abzubauen und durch *systematisches* Lernen ein neues anzuregen, aufzubauen und zu festigen.

Die physiologischen Voraussetzungen sind meist vorhanden, die sensomotorischen allerdings lassen nicht selten zu wünschen übrig. Eine gute Hilfe sind die vorhin genannten Faktoren, aus denen sich eine erfolgreiche wie auch effektive Bewegung zusammensetzt. Nicht vergessen werden darf allerdings die Mo-

tivation. Manchmal muss man stellvertretend Lust machen und zur Erkundung anregen das andere mal gilt es zu bremsen und für mehr Tiefe anstatt für Menge und Vielfalt zu sorgen. Als Diagnostikum hat sich vor allem bei schwerst und mehrfach behinderten Kindern das sog. „Laufdiagramm“ (*Fischer*) bewährt, wie es neben weiteren bewegungsdiagnostischen Verfahren bei *Breitinger/ Fischer* (2000) anschaulich beschrieben wird.

zu (b) die körperliche bzw. psychomotorische Behinderung

Die körperliche Behinderung – nachgeordnet, ob zentral bedingt und von Geburt an oder traumatisch erworben und nicht immer mit einer zerebralen Schädigung einher gehend – zeichnet sich zuerst einmal durch einen mehr oder weniger großen Mangel an Bewegungen selbst wie an deren Qualität aus. Die in einem Menschen lebendige Energie kann nicht in dem gewünschten Maße aus dem Menschen hinaus drängen und der betroffene Mensch mit den ihm noch möglichen motorischen Impulsen vermag die vorhin beschriebene „imaginäre Grenze“ nicht mehr hinreichend zu überschreiten. Zu diesem quantitativen Aspekt als ein Weniger gesellt sich dann noch jene andere Qualität in sehr unterschiedlicher Ausprägung – z.B. als einlinear, als nicht hinreichend flexibel, über das Ziel hinaus oder am Ziel vorbei schießend und in der Kraft selten richtig dosiert.

Gilt es bei *geistig* behinderten Kindern deren Bewegungsfreudigkeit zu konzentrieren und zu spezifizieren, manchmal auch anzuregen und ihr einen längeren Atem zu verleihen, haben wir es bei Kindern mit einer *körperlichen* Behinderung mit dem Gegenteil zu tun – nämlich die vorhandene Bewegung zu lockern, pathologische Bewegungsmuster abzubauen oder auch umzupolen und die vorhandenen Bewegungsansätze im Hinblick auf unterschiedliche Ziele zu differenzieren.

Allem voran ist wichtig, einen ruhigen, stabilen Ausgangspunkt zu erreichen, von dem aus die Welt gesehen, erlebt und erkundet werden kann – allerdings der sog. objektiven Wirklichkeit entsprechend, damit sich ein mit der Zeit

verlässliches Weltbild wie auch ein realistisches Selbstbild aufbaut

Ein junger Mann, der nach erfolgter Lähmung – ausgelöst durch eine Polio-Erkrankung – seine gesamte Kinderzeit in einer Eisernen Lunge verbrachte, nur die weiße Klinik-Welt und diese wiederum nur durch den über seiner Eisernen Lunge angebrachten Spiegel „verkehrt“ sah, berichtet in einem TV-Film von seinen ersten Begegnungen mit der „Welt draußen“. Bunt gekleidete Menschen machten ihm Angst – zudem standen nach seiner „Einschätzung“ alle Dinge – die Bäume, die Häuser, die Autos usw. – auf dem Kopf...

zu (c) die psychische Erkrankung

Bzgl. der psychischen Erkrankung sei an ein Beispiel von H. Plügge erinnert, der von einem Todkranken berichtet, der sich in seinem Leid in sich und damit aus seiner Lebenswelt zurückzieht. Ihn kennzeichnen ein lebloser Gesichtsausdruck und sein Desinteresse an der Umgebung. Die Lust des Erlebens scheint abzunehmen. „...der intentionale Charakter aller gesunden Leiblichkeit schwindet dahin“. (Plügge 1967, 39). Er verlässt – um nochmals mit seinen Worten zu sprechen – seine Leiblichkeit „nach innen“ (ebd.). In diesem Prozess nimmt die Leiblichkeit immer stärker Formen der Körperlichkeit an, bis er schließlich an jenen Punkt gelangt, an dem ein Kind sich auf macht, die Welt für sich zu erkunden und zu begreifen, nachdem es seinen Körper für sich „einverleibt“ hat und damit sein Bewegen als ein *dialogisches* Vorgehen entwickelt.

Bewegen – symbolisch betrachtet

Je mehr ein Phänomen und damit auch eine Tätigkeit mit zusätzlichem Sinn beladen, besser vielleicht angereichert ist, umso bedeutsamer wird sie dadurch in ihrem konkreten Vollzug erlebt.

„Hier stehe ich – ich kann nicht anders!“ Was für ein Satz von Martin Luther, der über all die Jahrhunderte bis in unser Zeitalter nichts von seiner konkreten wie übertragenen Gültigkeit verloren hat.

Ähnliches gilt für das Liegen („Ich liege und schlafe ganz in Frieden...“, Ps. 4,9) oder für viele Formen des Bewehens selbst – dem Jagen, dem Eilen, dem Stolpern, dem Zögern, dem Fliegen, dem Hinken („Was der Mensch nicht erfliegen kann, das muss er sich erhinken“, S. Freud), dem Wallen und dem Wandern, dem Sich-Verstecken und dem Sich-Zeigen, dem Zupacken oder Ergreifen wie auch dem Loslassen und Lassen.

Der Leib ist der *sichtbare*, weltzugewandte Aspekt des *Seelischen*“. (Dederich)

Für unsere Arbeit heißt das, bei jeder vollzogenen Bewegung, dem Liegen oder Stehen oder Sitzen läuft „etwas“ mit, das uns wie ein Glanz oder ein Grundton anmutet und dem konkreten Vollzug eine nur schwer zu beschreibende Qualität, ja etwas kaum fassbares Wertvolles beimischt und beimengt. Unwillkürlich werden wir an den Satz aus einem Feuilleton erinnert: „Wir essen das Brot, aber wir leben vom Glanz.“

Dass wir viele dieser Tätigkeiten automatisiert haben, hilft uns zwar im Alltag, aber es veranlasst uns auch zu sträflicher Oberflächlichkeit. Wir schätzen das einfache Bewegen wie ein leiblich-sinnliches Lernen insgesamt nicht mehr (vgl. Dederich 1997, 2; Fischer 2000, 113), vertrauen fast nur noch dem Wort und hofieren einseitig die schriftlich-abstrakte Kultur – z.B. in Form von Informationstechnik. Wir überbewerten Abitur oder Studium im Vergleich zu den in unserer Gesellschaft fast immer niedriger angesehenen und oft auch schlechter bezahlten handwerklichen Tätigkeiten und entziehen auf diese Weise unserem Leben ein Sinn gebendes Fundament.

(Nebenbei nur bemerkt sei, dass auch Schreiben oder Tippen ein Sich-Bewegen-Können zur Grundlage hat. Die Bewegungen sind wenig kunstvoll – im Regelfall, wohl aber doch präzise, um den Erfolg nicht zu gefährden.)

Zudem fehlt unserem derzeitigen Leben in der postmodernen Gesellschaft nicht selten eine *zentrierende* Mitte, von der heraus alles gedacht, erlebt oder auch empfunden werden könnte. Umso notwendiger wäre es dann, sich

erneut und vielleicht sogar verstärkte als bisher der innewohnenden Bedeutsamkeit des einzelnen Faktus zu erinnern, der einzelnen Bewegung einen Sinn zu geben bzw. einen solchen wieder zu entdecken und in der Anwendung dieser Überlegung bei, jeder vollzogenen Bewegung die vorhin geschilderte Unabhängigkeit und Freiheit, aber auch das jeweils entstehende Neue und die Verbundenheit zu einem über-individuellen Sinn auch wirklich zu genießen.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen im Rahmen eines Seminars erfolgten Besuchs einer Probe von John Neumeier, dem Hamburger Ballettchef, zur Bachschen „Matthäus-Passion“. Als der Christus-Darsteller sich nach seinem Gefühl mehr oder weniger lässig tanzend über die Bühne bewegte, herrschte ihn J. Neumeier an: Wenn Du nicht mehr weißt, warum Du Dich bewegst, setze dich hin und denke nach. Jede Bewegung muss ein Ereignis sein!

Zu dieser Qualität der Selbstreflexion wie auch zu jenem hier angemahnten meditativen Versenken werden wir im Alltag nicht immer Zeit haben – vor allem dann nicht, wenn wir funktionieren müssen. Und dennoch werden wir hier auf eine Seite aufmerksam gemacht, der wir unsere Wahrnehmung neu schenken sollten, um zum einen das Glück der Bewegung und des Sich-Bewegen-Könnens zu erfahren und zum anderen das Drama, sich selbst *nicht* bewegen oder eine Bewegung nur als Kampf erleben zu können in seiner wirklichen Tiefe wenigstens annähernd nachzuvollziehen:

Ich denke an den Augenblick zurück, als ich wenige Wochen nach meiner Erkrankung zum ersten Mal ohne Hilfe einen Keks aus der Schachtel nehmen und mir in den Mund führen konnte. Was ist das schon: Einen Keks in den Mund führen!?...das ist ein richtiges Triumphgefühl, das fast etwas von einem Rausch an sich hatte. Ich wüsste keine Leistung zu benennen, die mich in jener Zeit stärker beglückt hat. (U. Bach)

Wie frei wir dank der Bewegungsfähigkeit wirklich sind, drängt sich dann erneut als Frage auf, wenn wir nur die funktionale Seite des Sich-Bewegens in den Blick nehmen. Sicherlich können wir uns im Idealfall in der für uns Men-

schen vorgesehenen Weise bewegen, uns schützen oder auch fliehen, uns wehren oder vereinnahmen, festhalten oder loslassen – tun oder vermögen wir es nicht, sind wir dem Überlebenskampf schier hoffnungslos preis gegeben und einer akuten wie auch lebensbedrohenden Gefährdung leiblich-sinnlich wie auch geistig-seelisch ausgesetzt.

Alle uns in diesem Zusammenhang einfallenden Hilfen – z.B. Pflege und Assistenz oder auch orthetische und prothetische Hilfsmittel – können beschwichtigen, diesen bedrohlichen Abgrund überdecken, ihn aber letztendlich nicht zum Verschwinden bringen. Menschen, die mit einem Atemgerät leben oder auf einen funktionierenden Elektro-Rollstuhl angewiesen sind, wissen dies aus schmerzhaft bedrückender Erfahrung.

Unwillkürlich werden wir in diesem Zusammenhang an *Watzlawick* und seine Lösungsmuster auf der Ebene I und der Ebene II erinnert. Mit der Ebene I die *funktionale* Seite und mit der Ebene II die *existenzielle* zu verknüpfen, wäre sicherlich legitim und wertvoll zugleich, sie immer wieder konkret oder auch nur appellativ zu verfolgen. Mir selbst geht es an dieser Stelle doch noch um einen anderen Aspekt, besser vielleicht um eine andere Dimension, nämlich die Bewegung selbst in ein Spannungsverhältnisses zu bringen – keines zwischen oben und unten, sondern eines auf horizontaler Ebene.

Bewegung und Ruhe

Es wäre unrichtig und vor allem wenig wertvoll, würden wir uns einseitig oder gar ausschließlich mit der *menschlichen Bewegung* auseinandersetzen und vergessen, dass Bewegung nur wahrnehmbar ist, weil es als *Gegenpol* eben auch die Ruhe gibt. Das ist letztlich nicht nur ein Wahrnehmungsproblem, sondern ein Moment des Phänomens selbst. *Bewegung und Ruhe brauchen einander*, um in einem fortgeschrittenen Stadium vielleicht auch in der Ruhe so etwas wie Bewegung aufgehoben zu spüren (in der Ruhe liegt die Kraft) und umgekehrt in einer harmonischen Bewegung Ruhe zu finden. Sich zur Ruhe zu begeben, setzt einen Platz dafür voraus – wie sich umgekehrt durch ein er-

zwungenes Ruhen eine ganz normale *Ruhestelle* zu einem *Ruheplatz* entwickeln kann.

Die seltsame Wandlung einer Stelle zu einem Ort steht eng im Zusammenhang mit jenem, der diese Stelle besetzt und mit der Zeit auch besitzt. Im 7. Sonnet der E. *Barrett-Browning* lesen wir: „Wo du bist, entsteht ein Ort“. Wir selbst als Menschen sind in der Lage, durch unser Wohnen und unser Sein einen „Ort entstehen“ zu lassen; gleichzeitig aber sind wir darauf angewiesen, immer wieder durch andere die Möglichkeit wie die Wohltat eines solchen Ortes zu erfahren. Wir spüren das vom ersten Augenblick an, wo bzw. wenn sich für uns ein solcher *Ort* auftut und wo wir nicht einmal annähernd Gastlichkeit empfinden, geschweige denn, uns zum Bleiben eingeladen fühlen. In seinem Leben an einem *Ort* heimisch werden, zählt mit zu den großen Aufgaben, die uns Menschen zugetraut, aber auch aufgegeben sind. Paul *Moor*, der Altvater der Heilpädagogik, spricht in diesem Zusammenhang mit Recht von *Heimat*. An einem *Ort* wohnt man, und weil man wohnt, will man dort auch gerne bleiben – und wenn man lange bleiben muss, kann es sein, dass man mit der Zeit dort auch wohnt.

Der holländische Heilpädagoge de *Groef* (in einem Vortrag 1999; unveröffentlicht) beschreibt, dass wir in *dreifacher* Weise wohnen, bevor wir im Laufe der Zeit an einen wirklichen *Ort* – den Ort für uns – gelangen.

Da ist zum einen der *Traum*, in dem wir den anderen, vielleicht auch uns zurecht träumen; zeigt sich zum anderen die *Wirklichkeit*, wohnen wir in zahlreichen Geschichten, aus denen sich unsere Lebensgeschichte fügt – und schließlich streckt die *Kultur* die Hand nach uns aus. Sie ist die „große Institution, die große Veranstaltung, in die wir hinein geredet“, hinein gesungen und gepflegt, gekocht und gekleidet werden und in der Folge dann auch wohnen. Wir werden hilflos geboren, sind auf der Suche nach unserem Selbst, werden in unsere Kultur hinein geredet und identifizieren uns anschließend mit dieser. Sie wird gleichsam zu unserem Ort, zu unserer zweiten Natur. Dieser Prozess verläuft nicht reibungslos, sondern ist meist das Ergebnis symbolischer Gewalt. Wie ein Levithan verschluckt uns die Kultur – wir

werden Teilhaber einer riesigen kulturellen Maschine. Als Entwurzelte finden wir unsere Verwurzelung – nicht ohne Unbehagen – in jener Kultur.

De *Groef* bezeichnet das als „orthopädagogische Einfügung“ von uns allen vor aller „orthopädagogischen Betreuung“ im engeren Sinne. Das Mängelwesen Mensch wird – um nicht abzudriften – auf den rechten Weg gesetzt und betreut von einer Institution, die wir Kultur nennen.

Dieser Prozess ist lebensnotwendig und währt nicht selten lebenslang. Mit einher gehen die in der Kultur üblichen Unterscheidungen nach gut und böse, innen und außen, Ich und der Andere, behindert und nicht-behindert... Doch Institution bleibt Institution. Und eben nicht jeder, der *innerhalb* dieser Kultur aufwächst oder lebt, findet auch seinen Platz. Das Hineinreden in die Kultur gilt nicht jedem – eben weil wir uns unterscheiden. Behinderte Menschen sind die anderen – und Landstreicher oder Ausländer und Gastarbeiter eben auch. „Trost für Obdachlose kommt nie in Form von Häusern daher, sondern aus dem Mund von Landstreichern“ – so J. *Herzberg*; oder anders gesagt: „Mein Haus muss ein Mensch sein“, schreibt Hans *Schweiger*, der ehemalige pädagogische Leiter der Bodelschwingschen Anstalten von Bethel.

Und ich selbst würde ergänzen: Man muss sich selbst Heimat, Haus und Freund sein bzw. werden – als sog. dritte Variation „meines Orts“ in dieser Welt.

Exkurs: Zur Phänomenologie des Unterschieds zwischen „Stelle“ und „Ort“

„Ich bin ein Ort unter den Menschen, den ich nicht wieder finden werde“ (H. de *Coninck*), aber auch Ingeborg *Bachmann* prägt erschreckend ihren Satz „Kein Ort. Nirgendwo“ in unsere Seelen.

Die nachfolgenden Passagen entnehme ich zum Teil wörtlich, zum Teil zusammengefasst jenem o.g. Vortrag, den der holländische Heilpädagoge unter dem Titel „Nur wo du bist, entsteht ein Ort“ in Hohenrot (1999) gehalten hat.

Eine *Stelle* ist ein geometrischer, ein standardisierter und objektivierbarer Raum. *Stellen* können von außen eindeutig benannt und auch kartographisiert werden. Sie sind meist auch immer jemandes Eigentum. *Stellen* können programmiert werden, sie sind austauschbar und haben eine funktionelle Aufgabe und Form.

Stellen sind zeitlos, auch historische Stellen – denn es geschieht dort nichts mehr. An *Stellen* bleibt (wohnt) man nicht, man übernachtet dort höchstens: meist sind es Passierstellen, man flaniert herum, streift sie auf dem Weg zu...man hält einen Augenblick, man besucht sie als Tourist. *Stellen* sind in diesem Sinne lebensfremd, zumindest für den Alltag. Es sind Räume für Paraden und Zeremonien, in denen toten Helden oder Siegen gedacht wird. *Stellen* sind definitionsgemäß öffentliche Stellen. *Stellen* kann man sehen oder auch übersehen. Sie sind transparent und fast immer hell beleuchtet. *Stellen* trennen deutlich zwischen innen und außen, deshalb sind es klar abgetrennte, abgeschlossene und abschließbare Räume, wenn auch auf bestimmte Weise und zu bestimmten Zeiten zugänglich.

Stellen allerdings können (zugleich) Orte werden.

Ein *Ort* ist viel archaischer, es ist die eine ursprüngliche Stelle. Ein *Ort* ist immer ein *Ort* für Menschen aus Fleisch und Blut mit einem Vor- und einem Nachnamen, oft noch mit einem Bei- oder Kosenamen versehen. Ein *Ort* ist nie *mein* Ort, sondern immer ein geteilter Ort – geteilt mit einem anderen. *Orte* sind in einem ausgezeichneten Sinne historisch; nicht die große Historie der Helden, sondern die kleine Geschichte der kleinen Leute ist hier gemeint. *Orte* sind das Flussbett des augenblicklichen Geschehens und sind deshalb Ankerplätze für das, was Menschen an wesentlichen Erfahrungen überkommt. *Orte* sind auf Karten oder in Führern unauffindbar, sondern nur im intimen und oft extremen Sinne im sinnlichen Gedächtnis des jeweiligen Bewohners vorhanden.

Orte sind nicht zu übersehen und lassen sich deshalb auch nicht vorhersagen oder programmieren; sie sind nicht austauschbar. *Orte* sind ihrer Definition nach *privat*. An einem *Ort* herrscht nie Todesstille oder auch nur feierlicher Lärm. Es ist dort höchstens ruhig, aber meistens murmelt dort etwas. Ein *Ort* appelliert an alle unsere Sinne und man kann in ihm riechen, spüren, tasten, hören, schauen und erleben. Ein *Ort* ist nie voll und ganz durchsichtig. Ein *Ort* dämmt, hat undeutliche Grenzen zwischen innen und außen. *Orte* sind nicht abgeschlossen und auch nicht abschließbar, sondern immer zugänglich, immer erreichbar – im Prinzip für jedermann, tatsächlich aber nur für Eingeweihte: in diesem Sinne sind *Orte* heilige Orte.

So gesehen haben *Stellen* und *Orte* eine ganz eigene, von einander deutlich unterschiedene Dynamik.

Stellen sind Räume, die den Gesetzen des geometrischen Denkens entsprechen – der Mathematik, der Physik, der Logik...*Orte* dagegen entsprechen nur psychologischen Gesetzen, mehr noch, sie folgen der ‚Vernunft des Herzens‘. *Orte* sind knapp, aber nicht im ökonomischen Verständnis: Und dennoch – es gibt *Orte* – nicht *Stellen* – für jeden und wäre es ein Nadelöhr. An *Stellen* ist man nie zuhause. An einem *Ort* fühlt man sich aber sehr wohl daheim, jedoch nie oder selten voll und ganz: An einem *Ort* wird ja gelebt. Deshalb ist ein *Ort* nie der Himmel auf Erden, aber auch keine Hölle.

An einer *Stelle* steht man in aller Vertikalität und Aktivität oder man wird dort in aller Horizontalität und Passivität aufgenommen – hinein geredet. Reden über oder zu-reden sind die typischen Sprechweisen an Stellen.

An einem *Ort* befindet man sich; Horizontalität und Vertikalität, Passivität und Aktivität sind immer vermischt. Die typische Sprechweise an einem *Ort* ist das Reden und das Angeredet-Werden; mehr noch, nur an einem Ort kann man – nach *Maeterlincks* Wort – mit jemandem schweigen.

Kein Ort. Nirgends.

Der *postmoderne* Mensch ist dauernd unterwegs – en passant in einer Welt voller Korridore. Nirgends ist er, wo er ist, immer ist er auf Reisen. Insofern stellen diese Nicht-Orte für die Menschen einen Identitätsverlust dar. Man kann nicht mehr auf einen Herkunftsort, einen Ort, wo man zuhause ist, verweisen. „Früher war das Dorf meine Welt; heute ist es die ganze Welt“. Beide Tendenzen verkennen den Seinsmodus des Ortes; ein *Ort* ist nämlich kein *hic et nunc*, sondern eine Nähe auf Distanz und ein Einst in der Voraussicht von hier.

Eine *Stelle* wird zu einem *Ort*, wenn es zu Begegnungen kommt. Sich zu begegnen ist etwas anderes, als jemanden zu treffen. Begegnungen haben ihre eigene Zeitdimension. In der Begegnung zieht sich die Linearität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einen Augenblick zusammen. Und wie wir alle aus Erfahrung wissen, wird man in einem solchen Augenblick auch verändert. Der Andere bricht ein, deshalb ändert man sich...selbst aber bricht man vielleicht auf, wiederum als Veränderter.

Was aber bedeuten diese philosophisch anmutenden Überlegungen für unser Vorhaben, die Bewegung und das Sich-Bewegen in einem umfänglicheren Sinne zu verstehen?

Die *Antwort* ist einfach: Diese Gedanken führen uns zu einer vertieften, vielleicht auch zu einer sehr ungewöhnlichen Sicht von *Ruhe* als Ausgangspunkt wie auch als Zielpunkt einer Bewegung. Dabei gilt es jetzt schon realistisch zwischen *Ruhe* und *Erstarrung* zu unterscheiden, wobei das eine mehr oder weniger freiwillig gewählt ist, während das andere einen Menschen fast immer – z.B. durch eine Lähmung – unabsehlich ereilt und letztlich bindet.

Ruhe – eine „Stelle“ oder ein „Ort“ im Leben behinderter Menschen?

Normalerweise wird einem die Ausgangssituation für eine Bewegung in Form eines Ruhepols kaum bewusst. Ab und zu wünschen wir uns am Morgen länger im Bett zu verbleiben oder finden nach einem Mittagsschlaf nur schwer wieder auf die Beine. Auch eingeschlafene Glieder erschweren den Aufbruch, wie auch bleier-

ne Müdigkeit nach intensivem Sport ähnliche zurückhaltende Wirkung zeigt und den an sich erwünschten oder notwendigen Start zu neuer Aktivität erheblich erschwert. Mit bleischerer Müdigkeit, allgemeiner Mattigkeit, angespannter Ruhe oder unruhigem Sich-nach-vorne-Kämpfen lassen sich diese Zustände anschaulich wie auch nachvollziehbar gut beschreiben.

Sich zur Ruhe zu begeben, setzt einen Platz dafür voraus – wie sich umgekehrt durch ein erzwungenes Ruhen eine ganz normale Ruhe-stelle zu einem Ruheplatz entwickeln kann.

Wer dauerhaft mit solchen Zuständen konfrontiert ist, rückt in seinem Erleben demjenigen nahe, der aufgrund einer körperlichen Behinderung – seien es eine allgemeine Muskelschwäche, eine dauerhafte Lähmung oder eine wie auch immer angesiedelte Spastik – zu kämpfen wie auch zu leben hat. Ihnen entspringt ein kaum zu überbietender Impuls nach Veränderung. Man möchte diesen Zustand mit allen verfügbaren Mitteln überwinden. Medizinische wie auch therapeutische Hilfen haben sich darauf spezialisiert und werden deshalb verständlicherweise mit hoher Intensität gesucht und mit großer Hoffnung in Anspruch genommen. Der schwierige Punkt liegt wohl aber darin, solche Startphasen vorwiegend unter funktionalem Blickwinkel zu sehen und die genannten Beispiele primär als Störung zu betrachten, anstatt in ihnen die *Ruhe* in ihrem Eigenwert wie auch im Verbleiben-Müssen die Chance eines *Ortes* zu erkennen, diesem nach zu spüren und nach zu gehen.

Der Mensch wird heimat-los geboren – er sei ins Dasein geworfen, schreibt Martin Heidegger seinen Lesern und Hörern ins Gedächtnis. Auch wenn er auf Erden nie ewig Heimat finden, sondern der *Weg* seine ihm angestammte Existenzform bleiben wird, besitzt er dennoch die Möglichkeit und steht auch vor der Notwendigkeit, sich in aller Ambivalenz im Hier und Jetzt wie auch in dieser Welt zu verwurzeln. Das setzt des Menschen *Weltläufigkeit* keineswegs außer Kraft – im Gegenteil, sie wird erst voll wirksam, wenn er, vielleicht als Ausgleich nicht nur eine

Stelle als Startrampe, sondern einen *Ort* als „Ort der Ruhe“ wie als „Ort der Beheimatung“ in seinem Leben gefunden hat.

Dieses Sich-Gründen (*Fischer*) im Sinne von Wurzelschlagen kann in einer bestimmten Musik, in der Natur, in einem Beruf, in einem Glauben wie auch konkret durch den Erwerb eines Hauses oder das bewusste Leben in einer bestimmten Stadt erfolgen. Nur unschwer lassen sich beide Dimensionen – die *Ruhe* wie die *Bewegung* – als Alternative vorstellen. Ideal wäre es, beide fänden in ein sich gegenseitig anregendes Spiel und verknüpften sich zu einer Einheit in einem Leben. Alle beide setzen sowohl Entwicklungs- als auch Aneignungsvorgänge voraus. Die damit einhergehenden Lernprozesse, einerseits *Orte* zu finden und damit zur *Ruhe* zu kommen wie auch andererseits den *Aufbruch* zu wagen und in eine äußere wie innere *Bewegung* zu geraten, müssen letztlich *Bildungsprozesse* sein. Nicht Emanzipation, sondern die zu gewinnende Verbindlichkeit, die erreichte Verbundenheit und letztlich eine tragende Bezogenheit ist das anzustrebende Ziel.

Die **äußere Erstarrung** darf zu keiner inneren werden, die **fehlende Bewegung** zu keinem Erliegen eines lebendigen Denkens führen, das **Verbleiben-Müssen** in seinem Körpergefängnis sich nicht zur **Heimatlosigkeit** in seinem Umfeld auswachsen und auch zu keinem **Desinteresse** an Dingen außerhalb der eigenen **Begrenzungen** und **Mauern** führen.

Menschen mit einer *körperlichen* Behinderung oder mit einer langfristigen Erkrankung sprechen ihrem Rollstuhl oder auch ihrem Bett ähnliche Qualitäten zu. Der Rollstuhl oder auch das Bett werden zur Heimat, auch wenn das zu akzeptieren einem als Betreuer oder Begleiter nicht immer leicht fällt. Wichtig dabei ist wohl, einen sicheren *Standort* zu besitzen und einen überzeugenden *Standpunkt* gegenüber der an sich feindlichen, zumindest fremden Welt zu vertreten. Aus dieser Sicht können wir manche Empfindlichkeit, z.B. nicht das Bettgestell zu

berühren, und manchen Kult mit dem eigenen Rollstuhl verstehen – z.B. durch Anbringen von Aufklebern oder auch durch eine höchst individuelle Farbgebung oder auch durch ausgefallenes Design.

Eine MS-kranke Frau, deren Heimat inzwischen das Bett in einem Pflegeheim geworden ist, beklagte, dass ihr Bett Rollen habe und jede Putzfrau dieses Bett nach Bedarf verschieben (nach ihren Worten: hin und her schieben) kann. Sie fühle sich wie „ein Spielball im freien Wirbel der Gezeiten“.

Es geht wohl um den geschützten wie auch schützenden Raum als eine Vorstufe jenes sicheren und damit letztlich immer persönlichen Ortes, von dem man als innere Heimat weder vertrieben noch verdrängt werden kann. Er unterstützt die Identität des einzelnen Menschen. Man weiß, wohin man gehört, kann sich dort hin zurück ziehen oder auch Menschen einladen – also sich und sein (derzeitiges) Zuhause öffnen, es teilen bzw. davon mitteilen oder sich auch nur selbst an „Ort und Stelle“ bereichern lassen.

Wichtig aber ist und bleibt, dass sich *durch uns* aus der Stelle, wo wir hingestellt, abgelegt oder wohin wir „geworfen“ werden, mit der Zeit ein „Ort“ bildet bzw. wir diese vielleicht sogar unerwünschte Stelle in einen solchen Ort verwandeln. „Nur wo Du bist, entsteht ein Ort“. Das Wir-Sein, das Du-Sein und in der Folge auch das Ich-Sein sind Voraussetzungen hierfür, eine solche Wandlung tatsächlich in Gang zu bringen. Dazu gehören sehr unterschiedlich Insignien – u.U. sogar der Macht: der eigene Geruch, die eigenen Farben, die persönliche Musik, seine Nahrung, seine Möbel, die eigenen CDs und wichtige Bücher, Blumen, vielleicht sogar ein Haustier und immer auch ein möglichst persönliches Umfeld. Tiere begrenzen ihre Räume durch ihre Duftmarken. Ähnliches können auch wir bei Menschen beobachten. Kinder verstreuen ihr Spielzeug in der Wohnung und signalisieren damit ihren Bereich. Erwachsene praktizieren solche Abgrenzungen nicht immer so offensichtlich.

Die Schöpfung allerdings hat menschliches Leben so eingerichtet, dass wir als Menschen eben nicht alles zum Überleben Notwendige an

unserem Standort vorfinden, wie dies für die meisten Pflanzen zum Beispiel der Fall ist. Wir Menschen sind Jäger und Sammler, Höhlenbewohner und Wanderer, Einhäusige und Aushäusige. Wir müssen uns dorthin *bewegen*, wo für uns Lebensnahrung – leiblich-sinnliche, seelische und geistige – vorhanden ist.

Doch auch die Sehnsucht und nicht nur elementare Bedürfnisse sind Impuls zum Aufbruch, konkret zum Verlassen des angestammten Ortes, des gewohnten Nests. Woanders könnte noch mehr Glück verborgen sein und mir mehr Identität verheißen. In unserer Zeit hat man die *Mobilität* schier in den Stand von Tugenden erhoben; und wer nicht hinreichend mobil ist oder sich wenig mobil zeigt, muss mit geringeren Berufschancen, aber auch mit einem Schwinden seiner Wertschätzung rechnen. Männer trifft dies als Vorwurf besonders hart, während man Frauen noch eher das Daheim-Bleiben „zugesteht“, früher von ihnen in Form der Zuordnung jener berühmten drei „K“ schier verlangte.

Immobilität – unabhängig von der Verursachung – gilt letztlich als gesellschaftlicher wie auch als persönlicher Makel. Man bleibt in der Folge zusätzlich noch abhängig und kann nur mit Mühe die durch Eigeninitiative zum Ausdruck gebrachte Selbstbestimmung in Form von Mobilität quasi über Umwege nachholen. Aber auch die reine Bedürfniserfüllung und jene Überlebensgarantie, mögliche Bereicherungen und Veränderungen bis hin zur Bildung geraten unter dieser Diktion des Lebens in nur schwer zu kompensierende Mitleidenschaft. Wer gelähmt ist oder sich bzgl. seiner Fortbewegung schwer tut, fällt aus dem *Gleichgewicht* von Ruhen und Bewegen, vom Bleiben und Verändern heraus. Das ist übrigens auch bei Menschen der Fall, die fortwährend „auf der Reise“ sind – Nicht-Seßhafte oder auch Landstreicher, hyperaktive Kinder und an Alzheimer erkrankte alte Menschen. Wörter wie Nicht-Seßhafte oder Landstreicher transportieren ja ihren Inhalt schon mit den Buchstaben. Bereits bei *Augustinus* kann man von Menschen lesen, deren Neugierde zu groß oder zu ausgeprägt sei, sie litten an „Aufenthaltslosigkeit“.

Grundsätzlich wäre jedem einzelnen Menschen zu wünschen, er fände immer wieder zu einer ihm entsprechende *Balance* beider Pole und könne zusätzlich nach freien Stücken und ohne allzu große Anstrengung die jeweilige Position wechseln, d.h. *von der Ruhe in die Bewegung* zu kommen, um das angestrebte Ziel zu erreichen, wie auch umgekehrt *die Bewegung* wieder zu beenden bzw. zu verlassen und – meist als Veränderter – *zu (s)einem Ruhepol zurück zu finden*. Normalerweise befinden wir uns täglich, ja stündlich immer wieder irgendwo „dazwischen drin“ und wechseln nicht selten minütlich unsere Position auf dieser spannungsreichen Lebensskala.

Eine Behinderung bremst diese Flexibilität und Mobilität, und eine Lähmung kann den betreffenden Menschen gänzlich auf die eine Seite zwingen – ihm nur noch Ruhe im Sinne eines Bleiben-Müssens zumuten oder ihn gar in eine *Erstarrung* des Körper gleich einem Gefängnis bannen. Bewegungen – zu welchem Zweck und mit welcher Absicht auch immer – werden in ihrer Ausführung unmöglich und am Ende einer solchen oft schicksalhaften Entwicklung von der Vorstellung her gar nicht mehr ins Kalkül gezogen. Bestenfalls Bewegungs-„Produkte“ bevölkern die Erwartung, dass dieses oder jenes eintreten möge oder man dieses oder jenes braucht (z. B. ein bestimmtes Menü von einer Lieferfirma oder einen Blumestrauß von Fleurop). Der Helfer oder Therapeut erlebt sich dann nur noch als Adressat von ungeduldig vorgebrachten Wünschen, Forderungen oder Vorstellungen. Unter welchen Umständen, auch unter welchen Mühen solche Bewegungsprodukte aber ‚zu Stande kommen‘, wurde entweder vergessen – oder aber es entzieht sich nicht nur dem Wissen, sondern insgesamt der Vorstellung.

Regina, eine junge Abiturientin mit ursprünglichem Berufswunsch Tänzerin zu werden, berichtet nach ihrer durch einen Unfall bedingten Querschnittlähmung, dass sie „abends im Bett liege und gehe und tanze“ – und in solchen Momenten besonders glücklich sei – und gleichzeitig als größte Angst ihrerseits formuliert, „hoffentlich nie zu vergessen, was auf einem Stuhl sitzen, was Aufstehen und was Laufen, einen Schritt vor den nächsten zu setzen,

in Wirklichkeit ist – nämlich etwas Wunder-schönes!“

Gehen wir zurück zur Lähmung als einem Defizit an bzw. als eine Verunmöglichung von Bewegung – so schlagen einen schier drohend, wenn nicht sogar erschütternd die Folgen daraus entgegen. Doch brauchen oder besser noch sollten wir uns damit nicht abfinden oder gar zufrieden geben. Bemühen wir uns, sie eingespannt in die Alternative als „Ort“ und nicht nur als eine Stelle oder als „Ruhe“ und nicht nur als Erstarrung zu verstehen bzw. alles Erdenkliche dafür zu tun, dass sie zu einem „Ort“ werde und ihre *Erstarrung* sich in eine lebendige, letztlich aber dem Menschen förderliche „Ruhe“ wandle. *Thalhammer* (1981, 38 ff.) spricht hier auch von jenen oft unerträglichen „Warteräumen“, innerhalb derer außer Demütigung wenig bis nichts passiert, wo doch Leben sich ereignen müsste.

Darin scheint für mich ein fast immer übersehener oder zu gering geschätzter Auftrag zu stecken, an dem sich alle diejenigen beteiligen müssen, die mit psychomotorisch oder körperlich behinderten Menschen arbeiten – sei es pflegerisch, therapeutisch, erzieherisch oder im Unterricht.

Die *äußere* Erstarrung darf zu keiner *inneren* werden, die fehlende Bewegung zu keinem Erliegen eines lebendigen Denkens führen, das *Verbleiben-Müssen* in seinem *Körpergefängnis* sich nicht zur *Heimatlosigkeit* in seinem Umfeld auswachsen und auch zu keinem *Desinteresse* an Dingen außerhalb der eigenen Begrenzungen und Mauern führen.

Insofern ergibt sich besonders für Bewegungstherapeuten oder auch Motopädagogen, die konkret „an“ der Bewegung eines Menschen arbeiten, immer eine *doppelte* Aufgabe – eben die Bewegung wie auch die Beweglichkeit zu fördern, dies jedoch nie nur funktional, sondern immer verbunden mit einem Sinn spendenden Ziel, d.h. eine auf *funktionale* Tüchtigkeit ausgerichtete Arbeit bedarf sowohl der Ergänzung als auch der Präzisierung einer *Sinn bezogenen* Aufgabe. Und diese kann zum einen von der Person selbst zum anderen von der Notwendigkeit her als solche empfunden wie auch bestimmt werden.

Ein Beispiel aus der PETÖ-Therapie – der konduktiven Förderung – vermag dies zu verdeutlichen.

Klettert ein Kind zum Beispiel seinen Sprossenstuhl hoch, sollte für es – außer dem Erfolg ‚oben‘ angekommen zu sein (*intrinsische* Motivation) – auf der *Höhe* entweder etwas zu holen oder von oben aus gesehen *unten* etwas zu entdecken sein (*extrinsische* Motivation).

Zusammenfassung

Wir haben uns zurückblickend mit der *Bewegung* unter der Vorgabe der *Bedeutung* für die *Persönlichkeitsentwicklung* behinderter Menschen auseinander gesetzt. Unser Eingangsmotto, zu sein wie ein Baum und trotzdem gehen zu können, hat uns auf der gesamten langen Reise unsrer Überlegungen begleitet. Dabei ging es sehr grundsätzlich darum, die Bewegung selbst aus der stets vorhandenen Gefährdung heraus zu holen, sie für irgend welche Zwecke zu instrumentalisieren und zu funktionalisieren – z.B. für die Persönlichkeitsbildung oder für sonstige Absichten und Zwecke und sie damit in ihrem ureigentlichen und ursprünglichen Sinne zu versäumen.

Martin *Heidegger* fordert in seinem berühmten Brief „Über den Humanismus“ (1991, 6 ff) ein ähnliches Vorgehen gegenüber der Sprache – man müsse sie jeglicher Grammatik befreien, um ihren Wesensgehalt wieder zu erspüren.

Der enge Zusammenhang zwischen *Bewegung* und *Körper* ist alleine durch die Tatsache gegeben, dass jede Bewegung in welcher Form auch immer eines Mediums bedarf, um wirklich und wirksam zu werden. Die Wortwahl „sich bewegen“ signalisiert dies schon und lässt sich unschwer auf das Bewegen über den eigenen Körper hinaus ausweiten. Der eigene Körper wird in Bewegung versetzt, um seinerseits wieder anderes zu bewegen – z.B. einen Schrank von einer Ecke in die nächste oder einen Löffel Suppe in den Mund zu transportieren oder die Seite in einem Buch umzublättern. Immer wird es Wege zu überwinden geben, so unterschiedlich sie sind und von wem sie auch gewollt sein mögen.

Die existenzielle Begründung des Sich-Bewegens liegt wohl in der Tatsache verborgen, dass wir Menschen nicht alles, was wir zum Überleben bedürfen, an unserem „Ort“ vorfinden, sondern verschiedene Stellen auch außerhalb von diesem aufsuchen müssen. Zudem findet sich kein Mensch schon an einem *Ort*, sondern nur einer beliebigen Stelle vor, die er zusätzlich zu einem Ort, besser noch: zu seinem Ort zu verwandeln hat.

Bewegungen selbst gehen stets von einem Zustand der Ruhe aus und kehren fast immer in einen solchen zurück. Wir befinden uns minütlich auf der Schiene zwischen diesen beiden Polen und treffen meist eine Entscheidung, in die eine oder andere Richtung uns zu begeben, manchmal werden wir auch gezwungen, uns mehr der *Ruhe* oder mehr dem *Sich-Bewegen* zuzuordnen, vielleicht sogar sich verpflichtet zu fühlen.

Geistige Behinderung verschiebt nicht selten die Balance in Richtung Bewegung – z.B. in Form von Hyperaktivität oder gar Erethie, während bei zunehmender *körperlicher Behinderung* sich die Balance hin zur „Ruhe“ neigt, wobei es auch umgekehrte Erscheinungsformen zu beobachten gibt.

Ob allerdings die Nicht-Bewegung oder die Immobilität sich eher als „*Ruhe*“ anfühlt oder als „*Erstarrung*“ die Betroffenen bedroht, wird nicht nur vom einzelnen Menschen abhängen, sondern auch vom Umfeld und der Lebenshilfe, die ihm zugestanden wird. Unabhängig davon besteht für jeden Menschen mit oder ohne Behinderung die Aufgabe, für sich trotz einer vielleicht gefängnishaften Situation einen „*Ort*“ zu finden und sich nicht nur mit *Stellen* zu begnügen, an die er gar nicht hin will oder wo er sich gar nicht aufhalten möchte. Wir müssen wohl eine Lähmung als Form der Ruhe und letztlich des Innehaltens erst und nicht selten mühevollst als Chance begreifen (lernen).

Das alles bedeutet zusammen genommen und darüber hinaus ein *Sechsfaches*:

1. Durch *Bewegen* entsteht jeweils etwas *Neues*, was es bislang in meinem Leben so noch nicht gab; d.h. mit jedem erreichten *Bewegungsprodukt* verschaffe ich mir auch *Zukunft* und mit jedem *Bewegungsvollzug* realisiere ich das Moment einer *Zukunftsperspektive*.
2. Die *Bewegung* selbst ist für unsere *Vorstellungen* verantwortlich – nicht nur für Raum und Zeit, auch für Kraft und für die Komplexität des *Bewegungsablaufes* selbst und für die dadurch entstehenden *Bewegungsprodukte*.
3. Mit dem *Bewegungsvollzug* erzeugen wir in uns eine gewisse *Befindlichkeit* des Wohlgefühls wie auch des Missempfindens, der Ohnmacht wie auch der Macht.
4. Mit jeder *Bewegung* hinterlassen wir eine *Spur* in dieser Welt. Man setzt quasi sog. „*Duftmarken*“ in die Welt und erlebt in einem sehr tiefen Sinn, dass man sich in diesem Produkt widerspiegelt bzw. das Produkt mich als Person erkennen lässt wie auch mich erkennbar macht – z.B. *Ich* habe diesen Kuchen gebacken oder *ich* habe dieses Bild aufgehängt. Es ist durch mein Tun in einem nochmals ganz anderen Sinne erst wirklich „*meines*“ bzw. erst durch mein Tun (und nicht nur durch mein Rezept) der Kuchen zu *meinem* Kuchen geworden.
5. *Beweglichkeit* in der Motorik erbringt und unterstützt auch eine *Beweglichkeit* im Geist wie in der Seele. Nicht umsonst betont schon *Sokrates*, dass *Nach-Denken* ein *Nach-Gehen* sei; aber auch jene Sätze transportieren ihre Wahrheit: „*der sich bewegende Mensch, ein bewegter Mensch*“ (vgl. *Fischer* 1992) und „*nur wer bewegt ist, kann andere bewegen*“ – wobei der letzte Satz bereits die Grenze von der konkreten Bewegung hin zur inneren Bewegtheit eindeutig überschritten hat.
6. Und schließlich lernt man sich in seinen *Möglichkeiten* wie auch in seinen *Grenzen* kennen und vollzieht mit jeder noch so kleinen *Bewegung* ein Moment zur Klärung wie auch zur Profilierung der eigenen *Person*.

Sich nicht hinreichend oder qualitativ *wertvoll* bewegen zu können, bedrängt den Menschen in seinem Wachsen und Werden als *Persönlichkeit* wie es auch den ganz konkreten *lebenspraktischen* Vollzug begrenzt, Abhängigkeiten erzeugt und Hilfebedarf nach sich zieht.

Von da aus haben wir als professionelle Pädagogen wie auch Therapeuten eine *dreifache* Aufgabe:

- uns zum einen um die *Bewegung* selbst zu bemühen in der oben aufgeführten Mehrschichtigkeit, d.h. eben nicht nur in einem funktionalen, sondern ebenso in einem dynamischen, einem lebenspraktischen wie auch in einem existenziellen Sinne;
- zum anderen sollten wir uns ganz neu der *Immobilität* annehmen, sie als *Ruhe* verstehen, diese pflegen und sie inhaltlich füllen (vgl. Fischer 1997, „vita kontemplativa“ und das sog. „Nichts-Tun“), aber auch drohende *Erstarrungen* zu verhindern wissen und – wo immer es geht – sie auflösen und „in ihr“ jene Körper überschreitende Lebendigkeit erzeugen;
- und schließlich geht es darum, dem anderen zu helfen, die unverbindlichen *Stellen* auszumachen und ihn zu veranlassen, sich seinen *Ort* zu suchen, von dem aus er zu gehen, zu fühlen, zu singen und hören, nachzudenken und zu fantasieren, zu malen und zu schauen, zu weinen und zu lachen, zu sprechen oder auch nur zu schweigen vermag. So könnte selbst eine Lähmung wie auch die Bewegung ihm zur „Heimat“ werden.

Wer „an“ der *Bewegung* des jeweils anderen arbeitet, nähert sich dem Urgrund des Daseins jenes anderen, des Menschen insgesamt. Er beflügelt wie er auch begrenzt, er greift ein wie er auch verschont, er fordert wie er auch schützt, er entzündet wie er auch Tränen löscht und hoffentlich immer auch Sehnsucht weckt und nährt.

Dabei haben wir im Kopf wie im Herzen, dass wir Menschen *beides* sein sollten, wohl aber auch sein dürfen – *Gehend* wie auch ein *Baum*. Nehmen wir uns dieser schönen, manchmal

schwierigen Aufgabe immer wieder neu an, jenes seltsam geheimnisvolle und letztlich doch freudig anmutende *Spiel von Ruhe* und *Bewegung* als Inbegriff menschlichen Daseins in unserer wie in das Leben jener, zu bringen, die unserer Hilfe und Begleitung bedürfen.

Literatur

- BITTNER, GÜNTHER: Kinder in die Welt, die Welt in die Kinder setzen. Stuttgart 1996
- BITTNER, G./THALHAMMER, M.: Das Ich ist vor allem ein körperliches. Würzburg 1989
- BREITINGER, M./FISCHER, D.: Intensivbehinderte lernen leben. Würzburg 2000
- BUYTENDIJK, F.J.J.: Allgemeine Theorie der menschlichen Handlung und Bewegung. Berlin, Göttingen, Heidelberg 1956
- DEDERICH, MARKUS: Leiblichkeit und Lernen. In: Z Behinderte. Linz 1997/2
- DIETRICH, GEORG: Pädagogische Psychologie. Bad Heilbrunn 1984
- FALTERMEIER, LUDWIG: Sport macht lebendiger. Bonn-Bad Godesberg 1985
- FIKAR, H./THUMM, K.E.: Körperarbeit mit Behinderten. Stuttgart 1992
- FISCHER, DIETER: Persönlichkeitsentwicklung und Körper-Erfahrung. In: Int. FROSTIG-Gesellschaft (Hrsg.): Wahrnehmung und Persönlichkeit. Dortmund 1993
- FISCHER, DIETER: Ich setzte meinen Fuß in die Luft – und sie trug. Würzburg 1992, Band 1
- FISCHER, DIETER: Der sich bewegende Mensch – ein bewegter Mensch. In: Ich setzte meinen Fuß...s.o.
- FISCHER, DIETER: Am Ort der Mühe wohnen. Würzburg 1997
- FISCHER, DIETER: ...und trotzdem: Lernen. Würzburg 2000
- GANTZ, HATJE (HRSG.): Der im-perfekte Mensch. Dresden 2001
- GEO-WISSEN: Körper, Bewegung und Gesundheit. Hamburg 1994
- GRÖßING, STEFAN (HRSG.): Bewegungserziehung und Sportunterricht mit geistig behinderten Kindern und Jugendlichen. Bad Homburg 1981
- HEINEMANN, EVELYN / GROET, JOHAN DE.: Geistige Behinderung und Psychoanalyse. München 1997
- MARCUSE, LUDWIG: Philosophie des Un-Glücks. Zürich 1981
- PLÜGGE, HERBERT: Der Mensch und sein Leib. Tübingen 1967
- TAMBOER, J.W. JAN: Sich bewegen – ein Dialog zwischen Mensch und Welt. In: Z Sportpädagogik. Seelze 1979, 2
- TAMBOER, J.W. JAN: Philosophie der Bewegungswissenschaften. Butzbach-Griedel 1994
- STENGER, URSULA: Die Welt ein sich gebärdendes Kunstwerk. Freiburg i. Br. 1996
- THALHAMMER, MANFRED: Zur Anthropologie der Bewegung in der Geistigbehindertenpädagogik. In: Größing, Stefan – s.o
- WATZLAWICK, PAUL: Lösungen. Bern 1984
- WEHR-HERBST, ELISABETH: Wahrnehmung und Bewegung. Heidelberg 1988

Dr. Dieter FISCHER bei der integra 2004, Messe Wels

Donnerstag, 16. 9. 2004

VORTRAG

11:00 Uhr, Raum C „London“

Mensch – trotz Behinderung

*Anmerkungen zu Identität und Selbstsein
aus Heilpädagogischer Sicht*

Die Frage nach dem, wer wir sind, beschäftigt uns ein Leben lang. Wir erleben dabei aufwühlende und verunsichernde Zeiten, aber auch solche, in denen wir zufrieden unser Leben leben. Kein Mensch kann auf Dauer ohne hinreichend stabile Identität glücklich werden. Inwieweit dies gelingt, hängt von vielen Faktoren ab. Mit einer Behinderung zu leben, stellt normalerweise eine Erschwerung des Selbstwertens dar, auch wenn nicht wenige behinderte Menschen hier Eindrucksvolles leisten. Heilpädagogische Arbeit hat vor allem Identitätsbildung im Blick, denn nur so gelingt eine lebendige wie auch befriedigende Beziehung zu sich, seinen Mitmenschen und der Welt.

Kosten:

Vortragsbesuch im Messeintritt inkludiert.

WORKSHOP

14:00 Uhr, WS D17N, Raum E, Halle 1 EG

Behinderung und Depression

*Eine weitere (häufige) Fessel und wie
man sich daraus vielleicht doch befreien
kann*

Mit einer Behinderung seinen Alltag zu bestreiten, ist das eine; eigene Lebensziele, Wünsche und Bedürfnisse sich zu erfüllen das andere. Wen wundert es, wenn jene Kräfte, die man zum Leben benötigt, bereits durch die Behinderung selbst und die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft aufgefressen werden. Depressive Verstimmungen sind absolut legitim, Wege aus diesen heraus dennoch geboten. Persönliche Erfahrungen wie auch Überlegungen aus dem Feld der Heilpädagogik sollen Anstöße für eigenes Versuchen liefern.

Kosten: 8 Euro

Voranmeldungen für Workshops mit begrenzter Teilnehmerzahl sind ab 23. August 2004 möglich. Die Hälfte der Teilnehmerplätze wird am jeweiligen Messtag vergeben.

Anmelden können Sie sich hier, per E-Mail (integra@assista.org) oder Fax (+43 7735 6631-333).



Der Autor

Dr. Dieter FISCHER

Ak. Dir. – Universität Würzburg
Lehrstuhl Sonderpädagogik II
Altenbergring 58
D-97999 IGERSCHEIM
DGf-Fischer@t-online.de